

Zeitschrift: Züricherische Jahrbücher
Herausgeber: Salomon Hirzel
Band: 5 (1819)
Heft: 17

Artikel: Nun fingen die Jahre der Eidgenossen an, unruhiger zu werden [...] [1507-1514]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Siebenzehntes Buch.

Nun fingen die Jahre der Eidgenossen an, unruhiger zu werden, und die Veränderung der Lage des Königs in Frankreich, die er vor zwey Jahren mit einer vorahnenden Empfindung besorgte, trat jetzt ein, aber nicht ohne seine Schuld, da er einen Zug nach Genua machte, und diese wichtige Stadt wegnahm; da erwachte der Kaiser zu einem mächtigen Zorn auf, den er gegen den König und die Eidgenossen, die ihm Hülfe gegeben hatten, auf den Tagen derselben ausgoß. Hierauf entstand ein ernstlicher Zweykampf von den Botschaftern dieser beyden Mächte, nicht zwar gegen einander, aber doch beyder vor den Eidgenossen, die dadurch mächtig gedrängt waren, da man nicht nur von beyden Seiten Hülfe foderte, sondern da die Mächte einander strenge und oft ungegründete Vorwürfe machten, woraus denn noch bedenklichere Folgen entstanden.

Wir begnügen uns jetzt, das Wesentliche dieser Vorstellungen, wie die Lage auf einander folgen, anzuführen.

Am 7. Jänner erschienen die kaiserlichen Gesandten nach getroffener Abrede, die Antwort auf ihren

zu Einsiedeln vorigen Jahrs gemachten Vortrag zu erheben. Die Eidgenossen sagten, „daß, so sehr sie
 „verlangten, dem hohen Haupt des Reichs in dem
 „gethanen Ansuchen einer Vereinigung zu entsprechen,
 „es dennoch diesmal nicht möglich sey, weil sie mit
 „dem König in Frankreich noch für einige Zeit in
 „Verbindung seyen; wann aber dieselbe ausgelaufen
 „sey, wollen sie gerne mit dem Kaiser in Unterhand-
 „lung eintreten.“ Diesen Entschluß nahmen die Bots-
 schafter des Kaisers mit Genehmigung an.

Den 23. Hornung erschienen dagegen die Bots-
 schafter von dem französischen König vor den Eidge-
 nossen, und beehrten, daß man in Kraft des noch
 bestehenden Bundes 4000 Mann Hülfsvölker dem
 König zusenden wollte. Man befragte sie, wozu der
 König so viel Volk bedürfe, und sie sagten zuversichtlich,
 „es sey um die Bewegungen im Mailändischen abzuhal-
 „ten und zu stillen, daß der König diese Völker sehr nö-
 „thig habe; die Stände mögen selbst diese Werbung an-
 „ordnen, Hauptleute und andere Führer bestellen, und
 „die Völker werden auch niemals wider den heiligen
 „Stuhl, noch das römische Reich, noch zu keinem
 „weitem Krieg gebraucht werden, vielweniger andere
 „unrechtmäßig nachlaufende Krieger angenommen wer-
 „den, welches man ernstlich wie immer untersagte.“ —
 Auf diese Bedingung hin wurde die Ueberlassung der
 4000 Mann bewilliget.

Als der Kaiser diesen Entschluß und dessen Aus-
 führung vernahm, ward er zornig über die Eidgenos-
 sen, und zögerte nicht, einen drohenden Brief an
 einen jeden Stand insbesondere abgehen zu lassen, und

ihnen diese Hülfe zu einem ungerechten Unternehmen, und ihre geringe Betrachtung, so sie gegen das Reich und dessen Oberhaupt bezeigen, zuwider den Verbindungen, in denen sie mit demselben stehen, ernstlich vorzuhalten; er wandte sich auch an den Freyherrn Ulrich von Sax, schrieb ihm noch kräftiger, und drohte mit dem Krieg, weil er wußte, daß der Freyherr diese Zuschrift den Eidgenossen nicht vorenthalten werde, welches auch wirklich erfolgte; dann lud er sie alle nach Baden ein, wo seine Botschafter mit ihnen das mehrere verhandeln würden.

Die von dem mächtigen Unwillen des Kaisers betroffenen Eidgenossen versammelten sich vorher noch zu Luzern, und da sie sich ihre Empfindungen darüber nicht verhielten, einen kaum befriedigten mächtigen Feind wieder entstehen zu sehen, ermahneten sie einander zur Uebereinstimmung ihrer Gedanken und zu möglicher Festigkeit und Klugheit.

Zu Baden trugen die kaiserlichen Botschafter in gemäßigtem Ton die unangenehmen Empfindungen des Kaisers vor, und verlangten eine Vereinigung mit ihm und seinem ganzen Hause; dann 6000 Mann zu einem Römerzuge, und daß man die, so dem französischen König dienten, ungesäumt zurückrufe. — Die Eidgenossen baten sich die wichtige Berathschlagung für ihre Obrigkeiten aus; dann aber versprachen sie auf einem angesetzten Tag zu Schafhausen den Entschluß derselben vollständig anzuzeigen. Hernach wurde an einer Bertheidigungsschrift gearbeitet, worinnen sie mit allen Wendungen, welche die Klugheit, Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem hohen Oberhaupt

des Reichs ihnen einflößten, alle Mühe anwandten, sich zu entschuldigen, ihre Dienste, und die Treue, die sie dem H. Reich und dessen erhabenen Oberhäuptern, je nach den Verhältnissen, in welche sie diese hohe Monarchen selbst versetzt hatten, willig geleistet hätten, vorstellten, und deswegen auch von vielen hohen Vorfahren des Kaisers mit vieler Huld und Gnade angesehen wurden, welche sie auch nie verschuldet zu haben glaubten, sondern vielmehr um die gleiche Fortsetzung baten. Alles mit mehreren und weit ausgedehnteren Worten.

Dann erschien im October noch eine ansehnliche Gesandtschaft aus Frankreich, die sich über verschiedene ausgestreute Reden beschwerte, die von den Kaiserlichen herrühren, und alle die hämische Absicht hätten, dem König nachtheilige Gesinnungen beizumessen, und demselben die Freundschaft der Eidgenossen zu entziehen, woben sie offenbar zeigten, daß der Kaiser feindselige Absichten gegen Mailand unterhalte; deswegen ersuchen sie im Namen des Königs, dem Widrigen, das man über seine Majestät austreue, keinen Glauben beizumessen, sondern vielmehr die alte Freundschaft zu bestätigen und zu erneuern, und das Bündniß wieder auf 10 Jahr oder auf Lebenszeit des Königs und 3 Jahre darüber von neuem zu bestätigen.

Die Eidgenossen baten sich über diesen neuen Antrag die nähere Berathschlagung aus, und versicherten, daß man die alte Freundschaft nie vergessen werde, die zwischen beiden Nationen immer vorgewaltet habe.

Eine spätere Botschaft des Königs in Frankreich

zeuget von einer zunehmenden Erbitterung, die bald in Thätlichkeit auszubrechen schien; sie verlangte, daß man dem Kaiser keine Krieger zulaufen lasse, oder andere, die von des Königs Dienst abfielen, den Kaiserlichen aufzunehmen gestatte.

Je mehr der Sturm loszubrechen schien, desto mehr wollte der König gerne sich an die Eidgenossen lehnen; allein die selbst gemachte Veränderung vermittelt der neuen Eroberung und die Furcht vor dem Kaiser machte die Neigung gegen den König, die ohnehin nicht allgemein war, ein wenig wanken, und foderte ihre Klugheit auf, bei diesem Zwenkampf ihre Schritte sorgfältig abzumessen. So entstanden noch mehrere Tagsatzungen, deren Inhalt meist dahin ging, von Seite des Kaisers seinen Römerzug mit einem starken Zuzug Mannschaft zu begleiten, wie die Väter der Eidgenossen solches vielmal gethan, und dem König in Frankreich die zugelaufenen Krieger zu entziehen; von Seiten des Königs hinwieder, im Fall der Noth, ihm Hülfe zu gestatten, und die Truppen, so jetzt in seinem Dienste wären, daselbst bleiben zu lassen.

Endlich gelang es den Eidgenossen, dem Kaiser nach Kaufbeuern eine befriedigende Antwort über den Römerzug zu fertigen, die auch dem König in Frankreich nicht mißfiel.

Noch soll ich den Abschied von Constanx in seinem wesentlichen Inhalt beifügen, der aber mehr ein Aufsatz von den Eidgenossen zu ihrer Notiz, als ein abgehandelter Vertrag zu seyn scheint, und das Verhandelte auf einer Reichsversammlung des Kaisers

darstellt. Derselbe enthält nur die Punkte, wie sie auf einander folgen.

1. Wird angerühmt die große Ehre, die der Kaiser ihnen bey dem Empfang, und auch in der hohen Gegenwart von Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs gnädig und günstig erwiesen u. s. f. Man werde das niemals vergessen. — Das ist eine mildere Sprache, als die bey der erhaltenen Zuschrift im März.

2. Wird mit Wohlgefallen angesehen, daß man gerade von Schaffhausen aus die Krieger, die dem König von Frankreich in Italien zugelaufen waren, mit Ernst zurückberufen habe. Großmuth war doch immer der erhabene und nie ausgeloschene Zug in dem großen Charakter des Kaisers.

3. Wird der Römerzug, den der Kaiser vorhabe, förmlich angezeigt, und daß Se. Majestät verhoffe, die Eidgenossen werden dabey, wie ihre Vorfahren, mit zahlreicher Mannschaft erscheinen. — Es ist zwar von Antwort darüber keine Rede, die aber vielleicht schon vorher gegeben worden.

4. Es ist von den Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs mit einnehmender Freundlichkeit das Gleiche verlangt worden, wie das der Abscheid von Schaffhausen bezeuget. — Die Zustimmung der höhern Mitglieder des Reichs ist dem Kaiser angenehm, und giebt seinem Ansuchen Nachdruck.

5. Ist vor dem Kaiser und den Anwälten des Reichs verhandelt worden, daß es zur Beförderung deutscher Nation des H. Römischen Reichs, und vor allem aus zu Gottes Lob und Ehre diene, wenn das

H. Reich mit uns in solche Gestalt und Mittel gebracht würde, daß es uns allen zu größerer Ruh und Frieden gereiche. Zu dem Ende hin wurde einem jeden Gesandten eine Schrift zugestellt, die diesen Gedanken noch weiter ausführte; und darüber wurden die Eidgenossen aufgefodert, es ihren Obrigkeiten zu hinterbringen, und Antwort darüber zu geben. Ferner wurde ihnen eingeschärft, dem König in Frankreich keine Völker zulaufen zu lassen; und darauf wird dem Landvogt im Thurgau, und denen Ständen, die unter ihren Angehörigen solche Antriebe zu fremden Diensten haben, aufgetragen, diese Triebe mit Ernst zu untersagen. — Der erste Satz in diesem Punkt ist des Kaisers lange schon genährter Traum; und das zweite Begehren spricht milder seinen vorigen Zorn aus.

6. Hat der Kaiser den Abscheid oder die ihm von Schaffhausen zugesandte Vertheidigungsschrift wohl aufgenommen und verdankt, und deswegen die Eidgenossen, wegen einem Vertrag mit dem deutschen Reich nachzudenken, aufgefodert, und einen Tag gesetzt, wo man mit den K. K. Råthen darüber eintreten könnte. Milde Vorstellungen machen immer erwünschten Eindruck, lindern den Zorn der Großen, und wecken angenehme Empfindungen, wenn sie auch nie zu Thaten werden.

7. Weil nicht die Abgesandten aller Stände gegenwärtig waren, soll man den Abwesenden anzeigen, daß sie auch ihre Krieger nicht zum König von Frankreich nach Italien hinlaufen lassen, und die sich daselbst befindenden zurückrufen; wenn das nicht geschähe,

würde sie der Kaiser selbst abfordern. Auch würde dieß den deutschen Fürsten des H. Reichs mißfällig seyn. — Das war doch das Wichtigste, welches man den abwesenden Ständen hinterbringen sollte, und zeugte von dem Werth unsrer Nervenkraft.

8. Verheißten die eidgenössischen Gesandten den übrigen Ständen das Angehörte zu hinterbringen und zu verhüten, daß Se. Majestät sich nicht zu beschweren habe.

Dann sind noch zwei Punkte in diesem Abschied, welche besondere fremde Personen betreffen, über deren Angelegenheiten ich nie eingetreten bin, und es auch jetzt unterlasse, weil die Verhandlungen darüber zu weitläufig sind.

Im übrigen ist der Abschied weder mit dem Tag bezeichnet, noch mit einer andern Unterschrift oder Versicherung begleitet.

(1508.) In diesem Jahr machten die gleichen feindlichen Mächte, die schon einige Zeit gegen einander standen, den Eidgenossen unruhige Zeiten und große Mühe. Der Kaiser foderte immer noch von den Eidgenossen Völker zu seinem Römerzuge, und Frankreich wandte die gewohnten Künste an, eine Zahl Krieger ohne Erlaubniß an sich zu ziehen, wo hinwieder der Kaiser darauf bestand, dieselben wieder zurückzurufen. Endlich vereinigten sich diese erbitterten Staaten mit einander, den Freystaat Venedig, der durch Klugheit und abgemessenes Zudringen zur günstigen Zeit einen großen Wohlstand, doch nicht immer auf dem geradesten Wege erworben, zu züchtigen, mit Zuzug noch anderer Mächte, was damals eine

weit verbreitete Lehre für die Freistaaten war, mit bescheidener Zufriedenheit und unverwandter Treue seinen mäßigen Wohlstand zu bewahren.

In den ersten Tagen dieses Jahrs schon erschien bey den Eidgenossen eine Gesandtschaft von Frankreich, über des Kaisers Bereitschaft zum Krieg, davon der König sichere Kunde habe, vertraute Nachricht zu geben, um nach dem Inhalt des Bündnisses die daher zu erwartende Hülfe und den Zuzug von den Eidgenossen zu begehren. Sie antworteten: „Da noch keine Gewißheit vorhanden, daß die Anstalten des Kaisers Ernst seyen, oder den König betreffen werden, und vielleicht die Absicht auf Venedig sey, so könnten sie sich jetzt schon zu einer Hülfe nicht entschließen; wenn aber offenbar der König in seinen Landen angegriffen werden sollte, so werden sie nach Anleitung des Bundes ihm Hülfe getreulich leisten.“

Nicht lange nachher kamen auch Abgesandte des Kaisers bey den Eidgenossen an, ihren Entschluß wegen des Römerzuges, den der Kaiser vorhabe, zu vernehmen. Hierauf wurde den Botschaftern eine Urkunde unter dem Namen eines Abschieds nach vorhergegangener Berathung zugestellt, die damit anfängt:

Wir die Abgesandten etc.
und von dem Stadtschreiber von Mailen unterschrieben ist.

Darin bezeugen hiermit die Abgesandten, „daß die Eidgenossen bey diesem Zug still sitzen und unbemüht seyn werden, doch so, daß der Kaiser auf seinem Zug den König von Frankreich im Mailändischen nicht angreife. Denn in einem solchen Falle

müßten die Eidgenossen nach ihrer Bundespflicht demselben helfen. Sollte aber der Kaiser dort oder anderswo angegriffen werden, so würden sie das sehr ungern vernehmen, und niemand dabey haben und wissen wollen, damit sie ihren redlichen Willen gegen Jedermann und ihre Liebe zum Frieden offenbar zeigen."

So lautet diese Urkunde, die ohne Anzeige des Tags, ohne weitere Bekräftigung, nur von dem Stadtschreiber zu Luzern unterschrieben ist.

Indessen hatte der Kaiser seinen Römerzug angetreten, oder wo er sonst hinzielte. Von Venedig verlangte er den Durchmarsch. Dieß wurde ihm von dem Freystaat abgeschlagen, welches seinen Zug verhinderte. Hierauf kehrte er mit seinem Heer wieder in seine Länder zurück. Aus allem ergibt sich, daß auch um diese Zeit bey aufgebrochenem Zug des Kaisers die vielleicht schon bereitete Schaar unerlaubter Krieger dem König in Frankreich zugeeilt sey. Der Mißbrauch ihrer Völker erbitterte die Eidgenossen. Sie warfen dieß den französischen Gesandten mit unverhohlener Härte vor, die sich mit einbrechender Noth entschuldigten. Solche Mißbräuche zu verhindern, sollte man auf jeden Fall an jedem Orte eine Zahl Hülfsvölker bereit halten, die bey dringendem Bedürfnisse nach dem Bunde eilende Hülfe leisten könnten. Der Eifer der Eidgenossen ging so weit, daß sie nicht nur die weggelaufenen Krieger bey ihren Eiden wieder zurückforderten, sondern hernach das Bündniß einsehen, die dadurch aufgenommene Verbindlichkeit prüfen, und sich zu dem entschließen wollten, was die Untersuchung mitbringen werde.

Um diese Zeit erschien eine Botschaft des Kaisers vor den Eidgenossen, und beschwerte sich sehr im Namen des hohen Monarchen: Da er doch den Eidgenossen nachgelassen habe, daß sie bey seinem Königszug stillstehen mögen, ohne sich bey dieser Feyerlichkeit wie ihre Vorfahren zu verwenden, müsse er nun mit großem Mißvergnügen vernehmen, daß eidgenössisches Kriegsvolk Frankreich zugestürzt sey, wodurch sein Zug nach Venedig verhindert wurde. Deswegen verlangen sie im Namen des Kaisers, daß dieses Volk, so wider Eid und Ordnung gehandelt, ungesäumt mit Ernst zurückgerufen werde. Dieses alles wurde bey einem zweyten Tag, der zu Einsiedeln gehalten wurde, noch mehr anbefohlen, und die Erfüllung der anverlangten Rückkehr der Völker mit der Zustimmung ihrer Obrigkeiten von neuem versichert.

Diese ernsthaften Vorstellungen des Kaisers machten den schon gefaßten Entschluß noch dringender, die hingestürzten Krieger zu Frankreichs ungerechtem Benehmen mit allem Ernst abzurufen, und jeder Obrigkeit aufzutragen, die Ihrigen mit eigenen Aufforderungen dazu zu vermögen. Da uns die Antwort der Hauptleute auf diese Ermahnungen aufbehalten ist und viel Zutrauliches enthält, schriftliche Aeußerungen aber von Kriegern der damaligen Zeit eine Seltenheit sind, so will ich diese Schrift als ein Sittengemählde im Wesentlichen anführen.

„Sie beziehen sich zuerst auf den Abschied zu
 „Luzern, wo dem König verheißen wurde, wann er
 „angegriffen sey, ihm Hülfe zu leisten. Da nun das
 „Gerücht ergangen, seyen sie losgebrochen, dem König

„nach dem gesiegelten Bund die Hülfe zu leisten. Man
 „habe sie heimweisen, aber dem Kaiser zuführen wol-
 „len. Dazu haben sie sich aber nicht entschließen
 „können. Nun aber sehen sie in einer guten Lage zu
 „Piazenz, wohl gehalten und besoldet. Es thäte ihnen
 „weh, wann der Kaiser um ihretwillen dem Vater-
 „land übel begegnete. Sie haben deswegen den Brief
 „dem Grand-maitre gezeigt. Dieser habe sie ge-
 „tröstet, es geschehe deswegen nichts Böses, und
 „wann der Kaiser etwas thun wollte, so würde das
 „der König nicht leiden, und ungesäumt ihrem Vater-
 „land Hülfe leisten. Sie haben auch den Brief der
 „ganzen Gemeind (dem ganzen Corps) vorlesen lassen,
 „und diese habe befunden, es wäre nicht billig, auf
 „bloße Drohung des Kaisers ihren König zu ver-
 „lassen und sie demselben zu entziehen. Sie bitten
 „deswegen, auf den Abschied von Luzern hin, dem
 „König als Bundesgenossen nach dem gesiegelten
 „Bunde Hülfe zu leisten. Sie hoffen, man werde
 „sie in Gnaden für entschuldigt halten. Sie wollen
 „sich immerhin als fromme, treue Eidgenossen bezei-
 „gen, und diese Gnade mit Leib und Gut in allen
 „Fällen vergelten.“

Geben und mit unsers Obristen Siegel verwahrt
 den 15. März 1508.

Die Hauptleute der Eidgenossenschaft,
 jetzt im Sold und Dienst des Französischen
 Königs.

Eine Gesandtschaft von Frankreich, die auf einem
 Tag um diese Zeit vor den Eidgenossen erschienen
 war, foderte einen großen Zuzug nach dem Inhalt

des Bündnisses bey einbrechender Gefahr vor des Kaisers feindlichen Anfällen, und entschuldigte sich wegen Zurückhaltung der dem König zugezogenen Krieger: Sie seyen wegen scharfer Verlegung der Pässe an der Rückkehr verhindert worden. Auch seyen sie zufrieden mit ihrem Dienst. Dann wäre es doch nöthig, einige Punkte aus den Capiteln in das Deutsche zu übersetzen, und darüber in Berathung einzutreten. Auf dieses zudringliche Ansuchen und diese schwachen Entschuldigungen wurden die Eidgenossen nicht wenig aufgebracht, so daß sie unter sich entschlossen, es sollte sich jeder Stand innerhalb acht Tagen erklären, ob man die französischen Gesandten noch länger in dem Land lassen wollte. Dann drang man näher auf die Rückkehr der Zugelaufenen, und eine neue Hülfe versagte man mit Heftigkeit. Die Erklärungen der verschiedenen Stände finden sich in einer Urkunde. Die Städte waren meistens milder für Frankreich und die Entlassung der daherigen Abgesandten. Nur Glarus stimmte ihnen bey. Die übrigen demokratischen Stände wollten das Geleit den französischen Gesandten versagen, und waren nicht ungeneigt, den Kaiser auf seinem Römerzug nach Erfordern mit ihren Völkern zu begleiten. Wer war in diesen Zeiten fehlerlos? Der Kaiser wollte in einem verstellten Römerzug Mailand zu erobern trachten; Frankreich wandte alle Künste an, eine große Zahl unerlaubter Krieger an sich zu ziehen, und hielt sie nach feyerlicher Abrufung der Obrigkeit dennoch zurück. Die Eidgenossen konnten und wollten die abtrünnigen Krieger nicht gehorsam machen, und diese

gaben sich das Ansehen, als wenn sie mit ihrem beharrlichen Ungehorsam gesiegelte Bündnisse erfüllten. Vermuthlich haben die französischen Gesandten dennoch ihre Abreise ungehindert machen können, und die Mächte hatten mit ihren Absichten auf Venedig genug zu thun, ohne daß die Eidgenossen weiter bemüht wurden.

Der Herzog Ulrich von Württemberg, der den Eidgenossen in der Folge der Zeit näher bekannt wurde, foderte durch seine abgesandten Räte die Verlängerung und Bestätigung des Verständnisses, das zwischen dem Herzog und den Eidgenossen schon längst aufgenommen war und noch einige Jahre dauerte. Die Eidgenossen, eingedenk der freundschaftlichen Gewogenheit, die sie von den hohen Fürsten dieses Hauses erhalten, und durch ihre gegenseitigen Gesinnungen immer vergolten hatten, fanden demnach bey dem vierjährigen Bestand dieser Verbindung nicht nöthig, jezt schon an eine Verlängerung zu denken, da sie gesinnt seyen, die noch bestehenden Verbindungen treulich und mit Vergnügen in jedem Fall zu halten. Die württembergischen Räte fanden zwar diese Gesinnungen sehr erwünscht, verlangten aber dennoch einen frühern Entschluß über diesen Gegenstand. Wenn es aber den Eidgenossen gefällig wäre, so wolle man gerne warten, in diese Verlängerung einzutreten. — Es schien, als ob die Verbindung mit andern Staaten ihnen diese neue Bestätigung wünschbar machte.

Noch sind einige Gegenstände zu bemerken, die

auf den religiösen Zustand der Eidgenossenschaft und die nahe Veränderung desselben Einfluß hatten.

Der Bischof von Constanz, den der Kaiser zum Vertrag an den Römerzug aufgefordert hatte, wollte sich durch eine der eidgenössischen Priesterschaft, die unter seiner Aufsicht stand, auferlegte Steuer erhohlen, wie dieses vor einigen Jahren schon versucht ward, aber durch der Eidgenossen Einwirkung verhindert wurde. Diesmal blieb man auch bey diesen Grundsätzen stehen, und schrieb dem Bischof, sich auf das vorige Besspiel beziehend, zu, daß man eine solche Steuer zu einer Sache, die das Reich betreffe, nicht gestatten werde.

Hätte der h. Stuhl sich vorgenommen, anstatt schwacher, unberichteter Priester weise, tugendhafte und fromme Lehrer in die Gemeinden der Eidgenossenschaft hinzupflanzen und zu ihrem Heil zu schicken, so wären bey guter Absicht die schwächern einer Art von Kränkung unterworfen worden, wenn man sie nicht auch besorgt hätte. Aber da der Pabst mit seiner Macht schlechte, verwerfliche Leute zu Priestern in die Eidgenossenschaft sandte, (man hieß sie Curtsianen, weil sie von einem Hof begünstigt waren) die Gemeinden zu besorgen, und die bisher angestellten Priester verdrängt wurden, so war dieß ein großes Unrecht, das man den Gemeinden und ihren bisherigen Lehrern zufügte. Deswegen widersetzten sich die Eidgenossen und wollten dergleichen Verpflanzungen in ihren Ländern nicht leiden.

Je zuverlässiger die Kunde von der so drohenden Verbindung vier hoher Mächte gegen den stolzen Frey-

staat Venedig sich auszubreiten begann, desto schreckender war der Eindruck, den diese wichtige Unternehmung auf alle Staaten und schwächere Völker von ähnlicher freyer Verfassung machte. Auch die Eidgenossen blieben von diesem Gefühl nicht unberührt, da ihnen sonst gern hässliche Gerüchte entgegen rauschten, und ließen sich auch unterweilen von solchen Sorgen zwar nicht überwältigen, aber konnten sie doch auch nicht ganz entfernen.

Das gab dann Anlaß zu einer Vorsorge, die sie sonst doch nicht bey dem Ausbruch eines jeden Kriegs genommen hatten, besondere Rücksicht auf ihre Angehörigen zu richten, daß sie nicht nach ihrer Begierde in diesen Krieg hinlaufen. Aber anstatt die jetzt noch unerlaubt Abwesenden mit Ernst und dringend rührenden Anstalten zuerst heim zu bringen und außer Schuld zu setzen, und dann den weitem Ausbruch kräftiger zu verhüten, machten sie, was auch vorher schon ohne Frucht geschehen war, eine der schärfsten Verordnungen, in welcher den Gemeinen Verlust des Vaterlandes und ihrer Habe zu Theil werden, Hauptleute, Leuttiner (dieses Wort kommt hier zum ersten Male vor), Fennner und Aufwiegler (so stehen sie in diesem Entwurf nach einander) mit dem Tode bestraft werden, und kein Stand von dieser Verordnung abweichen sollten. Aber es zeigten sich bald ungleiche Gedanken und Abweichungen, so daß diese Verordnung nie zu Stand kam.

Der gute König Ludwig in Frankreich versäumte nicht, jetzt zum zweyten Male (denn vorher geschah es auch in solchen Umständen), die Eidgenossen über

das ungute Gerücht, als ob sie auch etwas bey der Verbindung der hohen Mächte zu besorgen hätten, zu beruhigen. Da nun der Bischof von Rheims mit seinen Gefährten im vorigen Jahre nicht so milde entlassen wurde, so wagte es der König nicht, einen Gesandten von seinem Hof zu senden, sondern wählte einen einheimischen, angesehenen, geistlichen Herrn, den Bischof von Lausanne, diesen Auftrag den Eidgenossen zu übergeben. Dieser bezeugte vor allem aus, daß die Verbindung der hohen Mächte nicht die geringste Rücksicht oder Gefahr für die Eidgenossen hätte. Sie können darüber sich beruhigen und versichert seyn, daß die Freundschaft und Treue des Königs gegen die Eidgenossen immerdar gleich wie bisher bleiben werde. Dann aber zeigte er auch an, daß das Bündniß des Königs mit den Eidgenossen bald zu Ende sey; daher wäre ihm nichts angelegener, als dasselbe wieder zu erneuern und zu bestätigen. Dazu fügte noch der König ein eigenhändiges Schreiben an die Eidgenossen, das der Gesandte übergab, in welchem er noch kräftiger dem Gerücht widersprach, die alte Freundschaft zwischen beyden Nationen, die ihnen so ersprießlich gewesen, von neuem bezeugte, und auch wegen Belenz (wofür die Eidgenossen auch in Sorge standen) alle Sicherheit gab; dabey aber den Wunsch zur Erneuerung des Bündnisses mit allem möglichen Nachdruck aussprach. Aber der kluge Minister Amboise, der den König zur Mäßigung leitete, ließ, anstatt den vorigen Bund einfach zu erneuern, wie es der König bey'm Antritt seiner Regierung mit dem Bündniß seiner Vorfahren gethan hatte, und an demselben einige

Zusätze, wenn es nöthig wäre, beizufügen, durch den Bischof von Lausanne einen ganz neuen Entwurf zu einem solchen Bündniß vorlegen, was den Eidgenossen schon auffallend war. Dem neuen Entwurf fehlte nichts, was die Begierde nach Geld befriedigen konnte, und sogar der Sold von allen Arten von Kriegern. Aber der Bund umfaßte alle jetzigen Besitzungen und Länder des Königs. Die Hülfe der Eidgenossen war beynahe unbeschränkt dem Willen des Königs überlassen, und Angriff sowohl als Vertheidigung gegen jedermann vorbehalten, so daß die allzu harte Abfassung des Entwurfs und die Erbitterung wegen zurückgehaltener Krieger dazu beytrug, den Entwurf, obgleich noch von Verminderung oder Vermehrung darin die Rede war, beynahe offen von der Hand zu weisen.

Aber der König ließ sich nicht verdrießen, wandte sich noch einmal an die Eidgenossen, und ließ durch den Bischof von Lausanne und einen vom König abgeordneten Gefährten desselben (wahrscheinlich hatten die Eidgenossen dieses gestattet) den Vortrag thun und die Versicherungen alle wiederholen, vermehren und verstärken, die er wegen der unbegründeten Sorge über des Königs unveränderte Huld und Errichtung eines neuen Bundes mit den Eidgenossen schon gethan hatte, und übergab einen Entwurf, der alles Vortheilhafte des vorigen bebehielt, und die Stadt Genua unter den Besitzungen aussetzte, über das Hülfebegehren milder war, seinen Botschaftern freyen Zutritt ohne sicheres Geleit verlangte, und auch bey diesem mildern Aufsatz bey Eintreten in dessen Berath

thung alle erwünschten Veränderungen, wo immer möglich, einzugehen verhiess. Aber die oft wiederholte und erst neulich versagte Heimweisung der entlaufenen Krieger und die unglückliche Zurückhaltung, da er aber auch ihre Tapferkeit treulich erfahren hatte, entzog ihm allen Willen der Eidgenossen, wenn sie noch bedachten, in wie große Verlegenheit sie das Bündniß des Königs versetzt habe. Dennoch hätte das Andenken an viel treues und fast unerwartetes Nachgeben und Gefälliges, so den Eidgenossen von dem König widerfahren war, den einmal gefassten Verdruß überwunden, wenn nicht der eigennützigste, schlaue Haß und die feindselige Absicht des unwürdigen Besizers des h. Stuhls, Julius des Zweyten, mit Hülfe des eifrigsten Vertheidigers seiner Absichten, wie noch keiner war, die Gemüther der Eidgenossen von dieser Verbindung abgezogen und zu seinem Willen hingeleitet hätte, wie wir bald vernehmen werden.

War es Wettreiser des Kaisers um die Gunst der Eidgenossen, oder lächelnde Schadenfreude, oder wollte der Kaiser mit dem großen Einverständnis mit dem König in Frankreich prangen, daß er durch eine Gesandtschaft für den König in Frankreich und für sich zweytausend Mann Hülfsvölker von den Eidgenossen verlangte? Seine Gesandten gaben darüber eine Schrift ein, worin dieses Ansuchen unterstützt war. Die Eidgenossen antworteten auch schriftlich: „Der König in Frankreich habe schon mehr von unsern zugelaufenen Leuten, als er verlangen könnte, welche beyden hohen Mächten zum Bedürfnis dienen könnten.“ Vielleicht hatte der Kaiser auch Viele bey sich.

Die Unterhandlung mit dem Pabst hatte einen ganz eigenen Schwung, von allen übrigen ganz abgesondert. Das Ansuchen an die Eidgenossen um ein Bündniß mit dem päpstlichen Stuhl wurde mit viel freundlichen Worten, wie es dem heiligen Vater geziemt, vorgetragen, und zugleich ein Entwurf desselben übergeben. Dieses alles schon zeigte, es möchte vieles daran zum Voraus schon zubereitet seyn, da man zu erkennen gab, daß die Sache keinen Verzug leide. Sobald der Legat seine Sache vorgetragen hatte, reiste er sogleich in die Orte, suchte mit guten Worten und anderm Angenehmen Hauptleute und Krieger zu werben, und ließ einen Secretär bey der Tagsatzung zurück. Das ist die aus den Abschieden selbst gezogene Nachricht, wo der Unwille darüber sich sichtbar zeigt. Und doch nahmen die Eidgenossen den Antrag, dessen Ausübung so voreilig war, zum Hinterbringen an. Die Antwort fiel so aus auf dem nächsten Tag, daß nur wenige Stände ihren Bundesantheil für dreytausend Mann überlassen, aber nicht gestatten wollten, daß andere noch zulaufen. Die mehreren Stände bewilligten beyde Arten von Volksausbruch. Andere wollten sich dem fügen, was die meisten thaten. So wurden während der Unterhandlung einige Tausend Mann gesammelt, die dem Pabst zuliefen. Der Legat läugnete es auch nicht. Das Entwerfen des Bundes und die Ausarbeitung der Punkte betrieb er nicht, und verschob solches bis auf das nächste Jahr. Er dankte für das, was noch nicht so zusaglich ausgesprochen war, weil er der Hauptsache sich schon versichert hatte. Also ward der vollkommen

vollendete Schluß und die Ausfertigung der Urkunde auf das folgende Jahr verspart.

So entzog man sich dem König, so ergab man sich dem heiligen Stuhl ohne Umsicht.

Es erschien auch von der gedrängten Herrschaft Venedig eine Gesandtschaft vor den Eidgenossen, ein Bündniß mit denselben zu unterhandeln. Diese hatte den Auftrag, die gegenwärtige Noth ihrer Staaten vorzustellen, und von einem brüderlichen Staatenverein die mögliche Hülfe zu erflehen. Die Eidgenossen empfanden zwar Mitleiden mit diesem Staat, der in so große Verlegenheit gerathen war, aber weiter zu gehen oder einigen thätlichen Antheil zu nehmen, fanden sie sich durch ihre Lage und eingegangenen Verhältnisse außer Stand. Auch sahen sie überzeugt, daß der Staat Venedig so billig sey, die Zuverlässigkeit dieser Gründe einzusehen. Der Abgesandte aber, der nicht von dem größten Ansehen war, eilte nicht weg, unter dem Vorwand, neue Verhaltungsbefehle zu erwarten. Endlich da er vernahm, daß keine Veränderung zu verhoffen wäre, dankte er für die gute Aufnahme und reiste ab.

Der Herzog von Württemberg wünschte, das Verständniß, das er im Jahr 1500 mit den X. eidgenössischen Ständen auf zwölf Jahre gemacht hatte, schon vor einem Jahr zu erneuern und auf mehrere Jahre zu verlängern. Damals waren indeß die Eidgenossen, weil der Bestand desselben noch für einige Jahre dauerte, nicht gesinnet zu entsprechen. Jetzt aber, da die Räte des Herzogs wieder vor den Eidgenossen erschienen, und diese Verlängerung von neuem mit

Angelegenheit suchten, fanden die meisten Stände, besonders in Rücksicht auf den gemeinnützigen Verkehr von Früchten und andern gegenseitigen Erzeugnissen und Bedürfnissen, dasselbe angemessen. Aber Luzern und die Ur-Cantone mit Glarus wollten nicht in die Verlängerung eintreten, versicherten aber, das Verständnis, welches sie eingegangen, so lange es noch bestehe, treulich zu halten. Die übrigen Stände, Zürich, Bern, Zug, Basel, Freyburg, Solothurn und Schaffhausen, die zugewandten Orte, das Stift und die Stadt St. Gallen und Appenzell, die sie aufsuchten, in diese Vereinigung einzugehen, ließen sich gefallen, das bis in's Jahr 1512 dauernde Verständnis ohne einige Abänderung wörtlich anzunehmen und es auf die folgenden zwölf Jahre bis 1524 in völlige Kraft zu setzen, welches von beyden Theilen genehmigt wurde. Weil aber der Inhalt dieser Urkunde mit der von 1500 gleichlautend ist, so mag es überflüssig seyn, dieselbe hier noch anzuführen.

Sonderbar ist's, daß der Gedanke, die Stadt Constanz mit in die Eidgenossenschaft zu ziehen, so oft aufgebracht wurde, und doch nie in Erfüllung ging.

Man findet in diesem Jahr einen Abschied, wo gemeldet wird, daß Zürich durch seinen Bürgermeister (wahrscheinlich nicht aus sich selbst allein) in geheime Unterhandlung mit Constanz eingetreten sey, und dieser Vorsteher den Bericht darüber den Eidgenossen erstattet habe, wo dann beschlossen wurde, diesen Bericht im Geheim den Ständen zu hinterbringen, und an einem andern Tag darüber zu antworten.

Aber im Verfolg findet sich keine weitere Meldung davon. Doch zeigt diese Nachricht, daß bey den Ständen das Andenken an diese Erwerbung nie erlosch.

Merkwürdig ist es, daß in diesem Jahr sowohl mit dem Bischof von Constanz wegen seiner altstiftischen Herrschaften im Thurgau, als mit den Gerichtsherren und Klöstern in der Landgrafschaft, zwey verschiedene weitläufige Verkommnisse von eben demselben Gesandten der beherrschenden Stände mit viel Arbeit und Sachkenntniß und billiger Vertragsamkeit abgefaßt und errichtet wurden, die man so deutlich und einfach aussprach, als sie es waren, und dennoch in der Folge den Zwisten nicht vorkommen konnten, welche die streitlustigen und auf ihre Rechte allzu eifersüchtigen Mönche und müßigen Landsassen immer zu erregen wußten.

(1510.) Mit einem fürstlichen Aufzug und Empfang, durch ein Breve von dem Pabst zu einem Legaten des heiligen Stuhls bey den Eidgenossen erklärt, und mit einer Vollmacht zum Schlusse eines Bundes mit den Eidgenossen ausgerüstet, erschien der Cardinal, damals noch Bischof zu Sitten, sein schon zubereitetes Werk eines Bündnisses mit den XII. Orten der Eidgenossenschaft und dem Land Wallis zu vollenden.

Das Bündniß selbst, wie es vom Pabst Julius II. ausgestellt ist, enthält in dem Eingange, der gewöhnlich die Ursache der Vereinigung dargibt, und im Beschlusse, der die Festhaltung der vorgeschriebenen Punkte feyerlichst versichert, die schuldige Verehrung des h. Stuhls, des dermaligen h. Verwesers desselben, der h. Kirche und der ganzen Christenheit und den Ruhm

dieser frommen Gesinnungen bey den Vorfahren und den bisherigen Beherrschern der Eidgenossenschaft in einer solchen Wortfülle, daß sie kaum zu erschöpfen und zu übersehen ist, und sogar in die Punkte selbst einfließt. Jeder derselben ist mit einer scharfen Umsicht zur möglichsten Deutlichkeit abgefaßt. Wir aber führen nur das Wesentliche davon mit einigen Bemerkungen nach unserer Gewohnheit an.

1. „Begehrt Sr. Heiligkeit, daß die Eidgenossen
 „in Folge ihrer frommen Vorfahren, als gute, gehor:
 „same Söhne der Kirche zu Sr. Heiligkeit Person,
 „der Kirche und allen ihren Städten, Länden, Leu:
 „ten, Schlössern ein treues Aufsehen halten und ge:
 „gen alle und jede, so Sr. Heiligkeit Person, der h.
 „Kirche und ihren Behörden Drang und Abbruch
 „thun, Beystand leisten.“ — Die Leistung der Hülfe
 gegen jedermann, niemand ausgenommen, fällt ein
 wenig auf, und die hier zugesagte Hülfe ist in man:
 chem Bündniß nicht stärker ausgedrückt.

2. Aber in diesem Bund verlangt man noch mehr:
 „Wann es sich fügte (heißt es weiter), daß jemand
 „den h. Vater, oder die h. Kirche selbst in ihren Län:
 „dern und ihre Leute so drängen würde, daß die
 „Hülfe der Eidgenossen nöthig wäre, soll man dem h.
 „Stuhl in Ordnung zuziehen mit 6000 Mann zu
 „Rettung und Schirmung desselben, und nicht wei:
 „ter, sofern die Eidgenossen nicht in eignen Kriegen
 „begriffen sind. In diesem Fall mag man sie zurück:
 „halten, wenn sie nicht schon angestellt sind, und,
 „wenn sie schon in seinem Dienst, müssen sie der
 „Abrufung folgen.“ — Zu bemerken ist die alleinige

Beschützung der Lande und Leute, und nicht weiter. Dieses hatte hernach einmal großen Anstand gegeben.

3. „Die Eidgenossen sollen, so lange diese Verbindung währt, mit keiner andern Macht, wer diese immer sey, die dem Pabst und der h. Kirche widerwärtig sey, wenn sie selbst oder durch Andere Ueberdrang verschaffe, niemals einige Verbindung eingehen, sondern sich derselben enthalten, wann sie der h. Vater darüber berichten würde.“ — Bisher war es den Staaten überlassen, selbst zu betrachten, ob eine Verbindung ihren vorigen Verhältnissen Abbruch thue oder nicht. Dieses Recht der Eidgenossen scheint hier eingeschränkt zu seyn.

4. „Anerbietet sich der h. Vater, die Eidgenossen als gehorsame Söhne der Kirche zu schirmen, und keine Verbindung einzugehen, die nicht dieselben mit einschließe, auch bey etwa entstehenden Kriegen keinen Frieden zu machen, ohne daß sie in demselben mit eingeschlossen seyen.“ — Dieses sollte der Gegensatz mit dem vorigen Punkte seyn; aber es räumt nur Ehre und einen kleinen Vorzug ein.

5. „Wann die Eidgenossen an ihrem Leib, ihren Gütern, Landen und Leuten, von wem das immer wäre, angegriffen würden, versichert der h. Vater, dieselben mit dem geistlichen Schwert, Bann und Fluch zu verfolgen, und ein väterliches Aufsehen über sie zu haben.“ — Aber hatte dieser Bann nicht schon damals viel von seiner Schärfe verloren? Und das väterliche Aufsehen, wiegt es die Hülfe von so viel Tausenden auf?

6. „Will der h. Vater, zur Bewährung seiner
 „väterlichen Treu, über den Lohn, den sie durch
 „Vollstreckung dieses Bündnisses von Gott erhalten
 „werden, jedem Stand, so lang diese Vereinigung
 „währt, jährlich 1000 fl. an Gold oder von gleichem
 „Werth austheilen lassen; und, wenn etwa einem
 „Stand Freyheiten mangeln, selbige nach Verlangen
 „ertheilen.“ — Sehr ungleich sind die Belohnungen,
 die hier so leicht zusammengesetzt sind.

7. Dieser Punkt enthält die Bestimmung des
 Soldes von dem gemeinen Krieger, und wann er an-
 geht, und wie lange er währt, und was sie bey der
 Rückkehr zu erhalten haben, wo sie gemustert wer-
 den. — Der Sold der Hauptleute wird nicht be-
 stimmt. Man bezieht sich darüber auf das Gewohnte.
 So tritt man in jede kleine Sorgfalt ein.

8. Bestimmung der Bezahlung, daß sie von päbst-
 lichen Statthaltern geschehen soll. — Das scheint eini-
 gen Verdacht auf die Hauptleute zu werfen. Zuletzt
 heißt es: „Es soll bey Sr. Heiligkeit stehen, sie selbst
 „oder durch seine Statthalter oder durch die Hauptleute
 „zahlen zu lassen.“ — Dennoch war unterweilen, wie
 es geht, Klage wegen Mangel der Bezahlung.

9. Wichtiger ist die Versicherung, „daß, wenn
 „die 6000 Mann, oder so viel deren gefodert wer-
 „den, einmal geleistet sind, so wolle der h. Vater
 „sich niemals weiters mit mehrerem Volke beladen,
 „sondern sich mit dem Gefoderten begnügen. Auch soll
 „keiner ohne Erlaubniß der Obrigkeit oder des päbst-
 „lichen Statthalters zurückkehren.“ — Das ist eine
 treue Versicherung. Ob sie der Cardinal nie über-

schritten habe, das wäre aus seinem Betragen bey den Auszügen abzunehmen.

10. „Dieses Bündniß ist auf fünf Jahre gestellt. „Doch mag es von beyden Theilen mit gemeinsamer „Zustimmung noch weiter verlängert werden.“ — Dieses erfolgte auch wirklich hernach.

Ueber den Beschluß und die Zusicherung beyder Theile, das Bündniß festzuhalten, ist das Nöthige schon oben berührt worden. Die eine Urkunde ist von den Ständen von Ort zu Ort gesiegelt worden. Geben zu Luzern den 13. März. Die andere hat der h. Vater ausgestellt und gesiegelt nach der Form seines Hofes.

Da sich die Eidgenossen nun ganz dem päpstlichen Stuhl ergeben hatten, dessen Legat auf die ungesäumte Erfüllung der im Bunde verheißenen Hülfe drang und es Noth hatte, bey dieser großen Werbung allen andern Ausbruch der Völker zu vermeiden, und da die Macht der neu Verbündeten in ihren Wünschen mit der Eidgenossen kräftigem Vorhaben übereinstimmte, dem listigen Streben nach unserm Volk von Frankreich her einmal mit Ernst zu widerstehen, wirkte man auf Alles, was diesen schädlichen Gewerb von feinerer und roherer Art unterstützte, so gewaltig ein, daß, wann jemals diese Ausschwärzung verhindert wurde, es damals geschah.

Die im Land Wallis entstandene, kaum begreifliche Abweichung von einander, und der gefaßte seltsame Entschluß, obgleich das Land schon den neuen Verein mit dem h. Stuhl angenommen, dennoch über dieses ein Bündniß mit Frankreich wider Willen und

ohne Zuthun ihres Bischofs zu machen, verleitete die willigen Eidgenossen dazu, ernste Verstellungen über diese Trennung und diesen ungeziemenden Schritt dem Land Wallis zu machen, und die bedenklichen Folgen desselben ihnen in einer dringenden Zuschrift zu verstehen zu geben. Ja sie gingen noch weiter und trugen den III. Urcantonen und dem Stand Bern, die mit Wallis näher verbunden waren, auf, eigne Gesandte dahin zu schicken, um die nöthigen Vorstellungen kräftiger zu machen. Aber alles blieb ohne Wirkung.

Indeß scheint denn doch die durch den Einfluß des Legaten unternommene ernstere Warnung der Eidgenossen an die III. Bünde in Rhätien weniger dringend gewesen zu seyn, bey Verlust des ewigen Bundes mit ihnen, von dem eingeleiteten Bündniß mit Frankreich abzustehen. Es wäre freylich den Eidgenossen angenehmer gewesen, die Rhätier immer an ihrer Seite zu haben; aber es unter einem solchen angedrohten Verlust zu erzwingen, mochte doch zu nahegehend seyn. Die III. Bünde empfanden auch den Werth ihrer Verbindung mit den Eidgenossen zu tief, als daß sie dieselbe verlieren wollten. Sie sandten eine eigene Botschaft an die Eidgenossen, und versicherten sie, daß ihr Bund mit Frankreich den Eidgenossen ganz unabbrüchig sey, und daß sie in demselben den h. Stuhl, das h. Römische Reich und ihre Bündnisse mit den Eidgenossen feyerlich vorbehalten hätten. Sie wollen auch furohin wie bisher den Eidgenossen mit Gut und Blut ergeben seyn. Dieses nahmen die Eidgenossen an zum hinterbringen.

Da das Bündniß mit dem Pabst von den Eidgenossen ausgefertigt und versiegelt war, wollte der Legat die Urkunde selbst nach Rom hintragen. Allein da er von Frankreich auf seiner Reise Nachstellungen besorgte, ließ er durch einen Abgeordneten den Eidgenossen auf einem Tag vortragen, daß sie ihm erlauben möchten, aus einem eidgenössischen Stand, welchen er wollte, einen Gesandten zu wählen, und derselbe Stand, aus welchem der Gesandte ausgehoben sey, sollte demselben im Namen der ganzen Eidgenossenschaft ein Creditiv geben. Dieser sollte das Bündniß-Instrument nach Rom tragen, des Legaten mühsame Verwendung und viele Arbeit eröffnen, und jedem Stand die Privilegien, die er verlangte, auswirken. Obgleich mehr als eine schlaue Absicht bey diesem zudringlichen Begehren vorwaltete, so wurde ihm doch damals nichts abgeschlagen.

Aber bald darauf betrieb er in eigner Person und auf einem andern Tag mit der vollen Gewalt seiner Beredsamkeit die unzuverzögernde Sammlung und Austheilung der 6000 Mann, und daß dieselben mit aller Rüstung und Harnisch hinlänglich versehen, und ihnen neue Fahnen mitgetheilt werden möchten. Bey dem Allen wußte er mit Einmischung religiöser Gesinnungen und tiefer Ehrfurcht für den h. Stuhl, die er von ihren Vorfahren ableitete, und als bewohnend an ihnen verehrte, ihre redlichen und frommen Gesinnungen zu jedem seiner Begehren hinzulenken; und der gute König von Frankreich (der sich freylich hart mit einem so starken Nachzug unsers Volkes verfehlt hatte) und seine öftern Gefälligkeiten, Beruhig-

gungen, selbst vorgesehene Veränderungen wurden vergessen, welches man vielleicht später an den bedenklichen Folgen erkannte.

Indessen kam von dem Landvogt in Vellenz Bericht ein, daß der französische Feldherr grobes Geschütz mit dazu nöthiger Behörde in beträchtlicher Zahl nach Novara abführen lasse; daß an den Grenzen Schanzen aufgeworfen und zum Besatz der Pässe alle nöthigen Anstalten kräftig gemacht werden. Auch kam von dem Statthalter in Mailand eine Zuschrift an die Eidgenossen, worin man sich über die Anstalten zu einem Zuzug für den Pabst durch das Mailändische beklagte, und deutlich zu verstehen gab, daß man die unguten Absichten, die der Pabst bey dieser Unternehmung gegen den König habe, wahrnehme und sich darnach halten werde, woben man die Verwunderung nicht zurückhalten könne, daß die Eidgenossen so sehr in ihrer Freundschaft gegen den König abweichen. Alles war mit Beschuldigungen gegen den Legaten begleitet, der dieser ganzen Veränderung Ursprung sey. Die Eidgenossen theilten diese Schrift dem Legaten mit, der sich mit theuren Versicherungen entschuldigte, daß er, obgleich dem Pabst ergeben, ein Eidgenosß sey, und lieber diesen äußern, angelegnen Dienst aufgeben, als den Eidgenossen mißfällig werden möchte.

Dann kam er selbst noch einmal vor die Eidgenossen, und bezeugte mit allen Strömen der Beredsamkeit seine Unschuld und seine besten Absichten für den Wohlstand der ganzen Eidgenossenschaft. Hierauf fodert er nicht nur den beförderten Auszug von 6000 Mann gerüstet, sondern verlangte noch, daß die Zahl

der Krieger mit andern 2000 Mann vermehrt werden möchte, welches ihm auch zugestanden wurde, so daß sich nach sichern Berichten noch so viele bey dem Heer einfanden. Ueber ihren Gebrauch äußerte er, daß die Völker sich nur gegen den Herzog zu Ferrara zu verwenden hätten. Von nun an war er mehr Kriegsanführer als Priester, und ordnete den ganzen Zug in beständiger Gegenwart an; und so geschah der Abzug, so daß er auf alle ihre Thaten einwirkte. Bey den Eidgenossen machte dieß einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther, daß er damit alle Beschuldigungen überwand, und „Sein Gnad“ (so hieß man ihn) Alles vermochte.

Es blieb indessen die Erscheinung eines solchen Zugs der Eidgenossen den Mächten in Italien nicht verborgen, und erregte die lebhaftesten Empfindungen. Da der Pabst sich mit Venedig schon abgefunden hatte, und der Kaiser und Frankreich noch nicht befriedigt waren, kam den beyden Mächten zu Sinn, es möchte dieser Zug der Eidgenossen vielleicht die Absicht haben, die Venetianer, die sich wieder ein wenig zu erholen schienen, gegen ihre Heere zu verstärken. Deswegen erschien vor den Eidgenossen im Namen beyder Mächte eine Botschaft des Kaisers, mit dem ernstestn Antrag, den Zug rückgängig zu machen, so daß man bey vorsehendem Widerstand des Königs, der vielleicht erfolgt wäre, sich entschloß, alles weitere Vorrücken zu untersagen.

Nach erhaltenem Geleit erschien auch ein französischer Botschafter, ein bescheidener Mann, der des Kaisers Ansuchen noch aus eigenen Gründen wegen

der bevorstehenden Gefahr mit aller Angelegenheit betrieb. Der Kaiser aber bestand immer mehr auf der Zurückberufung der Kriegsvölker. Er wiederholte seine Gesandtschaft an die Eidgenossen, sandte ihnen sogar Dekrete und Befehle zu, weil er für sein Heer in Italien (das nicht das stärkste war) in Sorgen stand; da indessen die Botschaft von Frankreich mit sanften Worten die alte Freundschaft erfrischte, und es nicht unterließ, von einer Vereinigung der Eidgenossen mit dem König zu sprechen.

Auch von Savoyen war eine Gesandtschaft zugegen, die Rückkehr der Krieger, die dem Land ihres Herrn auch vortheilhaft war, zu verlangen. Selbst fünf angesehenen eidgenössische Hauptleute schrieben aus dem Lager an die Tagsatzung, und stellten die Gefahr des weitem Vorrückens dringend vor.

Allein nun ist es Zeit, dem Heere der Eidgenossen, das nach den mailändischen Grenzen zog, nachzugehen, und sein Vorhaben zu bemerken.

Achttausend bewilligte Söldner waren ausgezogen, und zweitausend andere zogen ihnen nach, ohne versichert zu seyn, wie die Bewilligten gehalten zu werden. Sie theilten sich in zwei Haufen. Der stärkere sollte durch Martinach über den St. Bernhardsberg gegen Italien sich hinziehen; der andere schwächere aber über den Gotthard reisen. Allein da der Zug, der über den St. Bernhardsberg ziehen sollte, die savonischen Grenzen besetzt fand, und ihm der Durchmarsch abgeschlagen wurde, so wandte sich dieser Haufe, gegen des Bischofs Befinden, der lieber den Durchzug erzwungen hätte, zu seinen werthen Mit-

geführten an den Gotthard, und von da rückten sie weiter bis an die Treisa. Hier fanden sie die Anführer des französischen Heeres. Diese baten sie, nichts Feindseliges vorzunehmen, sondern der alten Freundschaft eingedenk zu seyn. Allein sie hatten dennoch eine Schanze an den Grenzen angelegt, den Durchzug zu verhindern. Die Eidgenossen griffen nun diese Schanze an, überwältigten sie und trieben die Franzosen zurück. Hernach schritten sie weiter fort bis nach Chiasso zwischen Mendrys und Como. Hier waren wieder die Pässe besetzt. Auch zeigte sich eine Anzahl französischer Reiter in der Nähe. Die Lebensmittel für ein solches Heer waren nicht mehr zu finden. Alles war schon rein weggeschafft. Der Legat, welcher hätte helfen können, blieb zurück. Briefe wurden aufgefangen und weggenommen, ein Bote getödtet, und Hunger und Mangel nahmen überhand. Auch hatten sie Befehl, nicht weiter vorzurücken. Da nahm die Schaar den Entschluß, welchen sie bey solchen Verlegenheiten zu fassen gewohnt waren, entschlossen sich zum Rückzuge, und lehrten, ohne sich länger dem Hunger und Mangel auszusetzen, nach ihrer Heimath zurück.

Auf dem Tage zu Luzern, da alle Mächte auf die Eidgenossen zudrangen, den Abzug der Völker aus Italien zu befehlen; da die Abgesandten der Eidgenossen aus ihrem heißen Zimmer, wo sie versammelt waren, Schiffe mit Kriegern angefüllt auf dem See nach der Stadt hinschweben sahen, und ihre Fahnen erkannten, da wurde ihnen leichter, und sie erwarteten mit Ungeduld die Berichte ihrer Anführer.

Bald darauf an einem andern Tag erschien der Legat vor den Eidgenossen, und schüttelte mit einer Selbstzufriedenheit, die ein schlauer, beredter Mann anzunehmen weiß, die Fehler, die man ihm Schuld geben konnte, ab. Er habe nicht gewußt, sagte er, daß die Pässe besetzt wären. Aber hatte nicht der Landvogt von Vellenz schon frühe dieses angezeigt, und der Statthalter von Mailand das Gleiche angekündigt? Er habe, sagte er, den einen Sold bezahlt, und hätte den andern auch entrichtet, wenn sie weiter vorgerückt wären. Aber warum stand er nicht an ihrer Spitze? Von seiner Abwesenheit und dem Abwesen der Casse, die in der größten Noth viel Widriges abzuleiten das Möglichste gemacht hätte, redete er nichts. Aber den Eindruck seiner Fehler zu verringern, zog er ein Breve von St. Heiligkeit hervor, darin der Pabst zu wissen verlangte, was er sich von den Eidgenossen zu versehen habe. Dann habe man ihm angezeigt, daß Frankreich ein Bündniß mit den Eidgenossen zu machen verlange, welches aber nach dem deutlichen Inhalt des mit dem Pabst gemachten Bündnisses nicht geschehen könne. Man soll auch dem König kein Volk zulaufen lassen, und hingegen Sr. Heiligkeit wieder zuziehen; und endlich, um alles Unangenehme auszulöschen, that er hinzu, man sollte die Gelder abhohlen, die zu den Geschäften des Kriegs bereit seyen. Man nahm Alles zu weiterer Berathung an.

An einem andern Tag zu Luzern fand man nöthig, an den h. Vater zu schreiben. Aber das Schreiben ward nicht mit der Klugheit und der bescheidenen Vor-

sicht abgefaßt, wie die Eidgenossen sonst gewohnt waren, an hohe Mächte zu schreiben. Deswegen erfolgte von Sr. Heiligkeit eine harte, drohende Antwort. Beide, das Schreiben und die Antwort, wollen wir im Wesentlichen, mit den bedeutenden Worten, welche reizten und drohten, darstellen. Das Schreiben der Eidgenossen lautet also:

„Es habe der Bischof von Sitten ein nicht unbeträchtliches Heer der Eidgenossen in Italien führen wollen, in keiner andern Absicht, als auf der heiligen Kirche Land, Städte und Schlösser dasselbe hinzubringen. Aber als sie weiter gekommen waren, haben sie bemerkt, daß es eine andere Beschaffenheit habe; nämlich man sollte in Mailand ziehen, und den König in Frankreich mit seinem Anhang strafen. Solches aber sey nicht in dem jüngsthin geschlossenen Bündniß mit Sr. Heiligkeit und mit den eignen Aeußerungen Derselben übereinstimmend. Auch sey es ihnen, den Eidgenossen, zu schwer, mit Frankreich Krieg zu führen; deßwegen sie ihre Krieger zurückgerufen haben, da ihnen sonst das Nöthige gefehlt habe, und auch nicht Wort gehalten worden sey. Es zeige sich auch, daß der König nicht gesinnet sey, der heil. Kirche Landen und Leuten Schaden zuzufügen, sondern vielmehr mit Sr. Heiligkeit und andern Fürsten ohne Praetext Frieden zu halten. Sie, die Eidgenossen, wollen auch allen Fleiß anwenden, durch billige, gütliche Mittel das Blutvergießen zu verhüten, den Bund treulich halten und mit dem Kaiser und König in guter Nachbarschaft

„leben. Möge Se. Heiligkeit dieses Alles zum Guten
„aufnehmen!“

Luzern den 4. September.

Hierauf erfolgte nachstehende Antwort:

„Julius habe nicht nöthig gehabt, Se. Person
„schirmen zu lassen, sondern gegen den Herzog von
„Ferrara und seine Mithaften Hülfe verlangt. Nun
„haben die Eidgenossen geschrieben, Julius sollte ohne
„Praktik und friedlich mit christlichen Fürsten han-
„deln. Das sey nicht nur freventlich, sondern ganz
„ungütlich von ihnen geschehen. Denn der heil. Stuhl
„habe je von Welten her unverweislich gut, unver-
„fehlt und ohne Mangel und redlich sich betragen.
„Daß sie sich zu Schiedleuten anerbotten, da haben
„sie sich selbst gröblich vergessen und sich zu viel ver-
„messen; denn der päpstliche Stuhl würde immer wohl
„noch Fürsten finden, die zum Frieden redeten. Die
„Eidgenossen sollten vorgerückt seyn, und sich nicht
„haben abwendig machen lassen. Er versehe sich zu
„ihnen, daß sie mit dem König in Frankreich keine
„Vereinigung wider Se. Heiligkeit machen werden.
„Er könnte sich sonst leicht mit dem Könige selbst ver-
„einigen, und des Königs Macht mit des Kaiserthums
„schärfsten Pönen und den apostolischen Bann ihnen
„auf den Hals laden, und sie als Widerwärtige der
„h. Kirche ausrufen, daß sie ihr Versprechen dersel-
„ben nicht gehalten haben. Darnach möchten sie sich
„richten.“

Ehe ich in die Empfindungen der Eidgenossen über
die drohende Zuschrift Sr. Heiligkeit eintrete, kann
ich den Gedanken nicht unterdrücken, der bey mir

auffstieg, daß der Legat an dem Aufsatze der zu Luzern abgegangenen Zuschrift und an der Einleitung der Antwort bedeutenden Antheil genommen haben möchte. Denn über den Auszug, und was dabei vorfiel, hatte sein Ansehen schon merklich abgenommen, und er fand nöthig, durch einen wichtigen Rath in einer Verlegenheit dasselbe sich wieder zu erwerben; wie denn die fehlende Schlaueit sich dadurch am meisten hilft, wenn sie ihre Beschuldiger auch zu Fehlern bringen kann. Dann wollte er dem freundlichen Benehmen des französischen Gesandten, der schon nachsuchend von einer Vereinigung sprach, durch den hohen Unwillen und die Gefahr, die von dem h. Stuhl angekündigt wurde, ein Gegengewicht setzen, das die fernere Eintretung in andere Vereine kräftig verhindern würde. Dem sey, wie ihm wolle, so mußte diese Drohung, die am Ende des Schreibens von dem h. Vater so zuversichtlich ausgesprochen wurde, die Eidgenossen an das Schicksal von Venedig erinnern, das erst kürzlich so erschütternd ausgebrochen und noch nicht ganz abgewandt war, dessen Einleitung und Bereitung man auch dem h. Vater zuschrieb. Dieses Alles mußte einen tiefen Eindruck auf die Eidgenossen machen, wenn schon die apostolische Gewalt, zum wenigsten bei Allen, nicht mehr den Schrecken verursachte, den sie ehemals verbreitete. Da fragte man in dieser obschwebenden Gefahr den Botschafter des h. Vaters um Rath; und dieser, tief erschrocken, wie man sich's vorstellen kann, gab in diesem Fall den besten dahin, daß die Eidgenossen eine Gesandtschaft von allen Ständen ungesäumt an den h. Vater absenden sollten, um

die Sache zur Milderung und gedeihlicher Nachsicht einzuleiten. Man fand solches auch um so viel nöthiger, weil die unbezahlten oder nicht genug befriedigten Krieger von dem letzten Auszug bey den Eidgenossen sich meldeten, und dringend baten, daß man ihnen zu ihrer Befriedigung kräftig verhelfen möchte; und weil ein solches dringendes Begehren von einer großen Anzahl Krieger den Obrigkeiten nicht gleichgültig war. Zugleich konnte man diesen Anlaß gebrauchen, den Gegenbrief oder die Urkunde des Bundes, die bis dahin abging, von dem h. Vater zu erhalten, und einige Privilegien, welche die Stände bedürften, auszuwirken. So wurde eine solche Gesandtschaft sobald als möglich zur Abreise bereitet.

Die Unterhandlung war nicht so leicht bey einem aufgebrachten und in allen Künsten der Verstellung und der Schlaueit geübten Oberhaupt der Kirche. Es ist uns eine ausführliche Nachricht derselben aufbehalten worden, die den Eidgenossen Ehre macht. Freylich war es nicht an ihnen, mit starken Gefühlen einzuwirken, aber auch nicht sich wegzuverwerfen, sondern, ihrer Redlichkeit sich bewußt, die Milde mit Anstand und lieblicher Festigkeit zu suchen, und an der Ehrerbietung gegen der Kirche Oberhaupt nichts zu versäumen. Auch wurden sie mit vielen Ehren von angesehenen Männern des Hofes, mit weitem Entgegenkommen und Ehrenbezeugungen behandelt, und zu Bologna, wo Se. Heiligkeit sich aufhielt, zu derselben Palast gebracht. Bey dem ersten Verhör zeigten sie, nach Bezeugung der Ehrfurcht, die ihre Obern für Se. Heiligkeit tragen, an, daß sie durch die letzte

Zuschrift Sr. Heiligkeit billig in eine große Besorgniß versetzt wurden, da diese Schrift etwas Entsetzen Sr. Heiligkeit gegen die Eidgenossenschaft zu verstehen gebe, und dahin ziele, als wenn ein hochmüthiges Schreiben von ihren Obern abgeschickt worden wäre. Darüber haben sie Befehl, zu eröffnen, daß sie von solcher Schrift wenig wissen. Es seyen dabei nicht alle Stände gewesen, da sie abgefertigt worden; auch haben sie vermeint, der Abschluß der Versammlung sey nicht so angerathen worden, wie das Breve Sr. Heiligkeit zu verstehen gebe, sondern an Dieselbe demüthig zu schreiben, Sie zu trösten und zu verkünden, was geschehen sey. Deswegen haben sie Befehl, mit Bescheidenheit zu bitten, daß ihnen vergönnt sey, das Schreiben selbst einzusehen, wie oder von wem oder aus wessen Befehl es geschrieben wurde, und eine Abschrift zu verlangen, damit geschehe, was gebühre. — Ich habe diesen Vortrag beynahe wörtlich angeführt, weil er meine Vermuthung zu begründen scheint, da, wie wir nachher melden werden, hernach von keiner Untersuchung mehr die Rede war.

Das Uebrige des Vortrags bezieht sich auf den Auszug selbst, dem man zu entsprechen ohne einigen Anstand eingeleitet und geglaubt habe, er werde ohne alle Hinderniß seyn. Hernach aber sey der angesuchte Durchzug versagt, versperret, mit Gewalt abgeschlagen, die Zuzüger in Noth und Verlegenheit gesetzt, so von den Feinden geschehen, durch eiliges Wegschaffen aller Lebensmittel beraubt, in Hunger und Mangel gesetzt worden. Als nun endlich der Kaiser mit Botschaften, dringenden Zuschriften und Dekreten auf den Rückruf

dieser Kriegsvölker gedrungen, haben sie zuletzt nach vielen Leiden sich entschlossen, den Rückweg nach Hause zu nehmen. Das sey der eigentliche, redliche Bericht über diesen Vorgang. Dann sehen sie von ihren Obern befehligt, den Revers des Bundes und daß er ausgefertigt und gesiegelt werde, ehrerbietigst auszubitten, und die Zuzüger, die im Dienst Sr. Heiligkeit das möglichste gethan, so viel Noth ausgestanden und erlitten, zu Erhebung ihres noch ausstehenden Monathsoldes demüthigst angelegentlichst zu empfehlen.

Se. Heiligkeit bezog sich in Ihrer Antwort zuerst auf Ihre Absichten bey dem gewünschten Zuzug, das eidgenössische Kriegsvolk gegen den Herzog von Ferrara und gegen die, welche ihm Hülfe leisten, worunter Frankreich sich befinde, ohne Anstand zu gebrauchen. Deswegen sollten sie in Italien ziehen. — Aber wenn das ist, so mußte entweder Frankreich zehntausend Schweizer, ein großes Heer, durch sein Land ziehen lassen, um seinen Freund und seine eignen Hülfsvölker von einer solchen Macht überfallen zu lassen; oder die Eidgenossen mußten den Widerstand von Frankreich gegen den Einmarsch so vieler Kriegsvölker allein aufnehmen, und ohne Hülfe von ihrem neuen Verbündeten mit Frankreich einen Krieg führen, das doch Se. Heiligkeit nicht wollte.

So widersprechend sind oft die Begehren der hohen Mächte. — Dann tritt Se. Heiligkeit in die harten Stellen der empfangenen Zuschrift zu Luzern ein, hebt die stärksten aus, doch ein wenig milder als in jener, und verheißt die verlangte Antwort zu ertheilen. Mit innigem Vergnügen vernahm Se. Heiligkeit die Ver-

sicherung, fürhin den Bund treulich zu halten, das er zu vernehmen gewünscht und für die Zukunft desto zuversichtlicher hoffe, damit das, was beym ersten Auszug fehlgeschlagen habe, für's künftige desto kräftiger ersetzt und sicherer geleistet werde. Auch wolle er die Urkunde des Bundes, von seiner Seite ausgefertigt, den Gesandten ungesäumt zustellen; aber den verlangten Sold der Anzügler könne er sich nicht vorstellen jemahls ihnen schuldig zu seyn, da von ihnen das nicht geschehen sey, wozu sie aufgefodert wurden, gegen den Herzog von Ferrara zu streiten. Vorrücken hätten sie sollen, wenn sie ihren Dienst recht erstatten wollten; weil sie aber das versäumt haben, so sey er in große Kosten verfallen. Man habe andere Truppen anschaffen müssen. Deswegen könne er in die Bezahlung dieses Soldes nicht eintreten.

Das zweite Verhör, so die eidgenössischen Abgesandten von dem h. Vater erhielten, betraf nur den einzigen Punkt des abgeschlagenen Soldes für die Anzügler. Da wandten die Gesandten alle ihre Beredtsamkeit an, die Gründe vorzutragen, die zu dieser Entrichtung das Recht bestätigten. Sie stellten die Zeit vor, wo sie wirklich im Dienst waren, die Hindernisse, die sie ertrugen, den Hunger, den sie ausgestanden, die Unmöglichkeit, weiter vorzurücken, ohne Krieg mit Frankreich anzufangen, das Se. Heiligkeit nicht wollte und ihre Obrigkeit ihnen untersagte; dann den Befehl des Kaisers und die Abrufung ihrer Obrigkeit. Aber dieses alles befriedigte Se. Heiligkeit nicht. Sie bestand beym Verufe nach Ferrara, bey der Möglichkeit, dort hinzukommen, bey den großen Unkosten, die

dieser Mangel im Dienst verursacht habe; und wann sie schon mit einiger Unbequemlichkeit im Felde gewesen, so habe er ihnen deßwegen nichts zu ersetzen, weil sie nichts für ihn gethan hätten, und er thätigere Mannschaft mit schneller Anstalt und großem Aufwand habe anschaffen müssen u. s. w. Endlich sagte er, er wolle zwey Cardinälen den Auftrag geben, näher mit ihnen einzutreten und zu versuchen, ob ein Auskunftsmittel zu erhalten sey. Bey diesem Zusammentritt mit den Cardinälen ging der Streit von neuem an, und jeder Theil versuchte, den andern zu belehren und zu überzeugen, und wirklich schienen diese Vermittler zu einigem Nachgeben bereit zu seyn. Allein sie mußten dem Willen des h. Vaters nachgehen und einen Ausspruch thun, wie er es verlangte.

Das dritte Verhör enthielt die beschließende Rede des h. Vaters, worin er den Gesandten eröffnete:

1. „Wegen des Soldes, den sie verlangt hätten, könne er nicht entsprechen; das habe er in seinem zu ertheilenden Abscheid deutlich dargestellt und sich auf den Spruch der Cardinäle berufen. Diesen Abscheid werde er den Abgesandten zustellen lassen.“

2. „Versichert er sie, daß sie noch auf ihrer Reise die Einnahme von Ferrara vernehmen werden.“

3. „Hat er die Zuversicht, daß, wenn Frankreich ihn bekriegen würde, die Eidgenossen dannzumal, nach ihrer Verbindung und geschehener Mahnung, die verheißene Hülfe leisten werden.“

4. „Zeigt er an, er sey schon mit dem Kaiser in guter Verständniß. Bey wenigen Tagen werde

„der Bischof von Gurk an seinen Hof kommen und das nähere zu dessen Beförderung verhandeln.“

5. „Versichert er die Abgesandten, mit nächstem die Pensionen zu bezahlen und den Revers des Bundes ihnen zustellen zu lassen, auch die verlangten Privilegien ohne Entgeld auszustellen. Dann habe er noch zwei Wünsche. Der eine, daß der Verfasser des Schreibens von Luzern gestraft, der andere, daß Georg von der Flue auch gestraft oder dem Bischof von Sitten ausgeliefert würde.“ —

So konnte er doch seine Rache nicht hinterhalten. — Der Abscheid enthält den ganzen Streit wegen des Soldes und den so geheißenen Spruch der Cardinäle, und bedarf keiner weiteren Berührung. Er redete mit einem Scherz: „Ich bin doch nicht so halsstarrig,“ sagte er, „daß ich nicht nachgeben könne. Wann ein redlicher Mann aus euerem Land mich überzeugen kann, daß ich Unrecht habe, so will ich Alles erkennen.“ — Die Gesandten wurden aus der Herberge gelöst, aber ohne ein Geschenk. Die Gesandtschaft war für den Papst erwünscht und für die Eidgenossen nicht ohne Nutzen. Wenigstens lehrte man diesen h. Vater kennen.

Ich werde nie müde, alle Versuche anzuzeigen, die man von Seite der Eidgenossenschaft machte, die damals so wichtige Stadt Constanz in den eidgenössischen Verein zu bringen; und dennoch macht mir jede Anzeige Mühe und eine Art von Rührung, daß es nicht geschah. Unsere Stadt machte sich darüber viele Sorge. Auch dieß Jahr bemühte sie sich, und gewiß aus den uneigennützigsten Absichten, wie wenn es ihr vor-

schwebte, was für ein bedenkliches Schicksal diese Stadt und die einst so vortrefflichen Zierden im geistlichen und weltlichen Stand treffen werde, und wie wenn sie den Trieb hätte, das zu vermeiden. Man hatte es schon so weit gebracht, daß der Stadtschreiber von Zürich nebst einem Gefährten nach Constanz gesandt wurde, wo man in das Nähere über diesen wichtigen Gegenstand eintrat; und auf einem gütlichen Tag wurde nach dem Bericht von Zürich eine Zusammenkunft mit Constanz angeordnet, und dieser Stadt zugeschrieben, dieselbe zu besuchen. Aber von da findet sich keine Spur mehr, daß etwas weiters geschehen sey.

(1511.) In diesem Jahr wurde durch die schnellen Veränderungen der Gesinnungen bey den Mächten Italiens, durch Auflösungen der Verbindungen, die noch bey ihrem Bestand zu feindseligen Absichten sich verleiten ließen, durch schnelles Eintreten in ein Bündniß mit einem Staat, den man kaum zuvor feindselig behandelt hatte, durch seltene Verträge, die der Staatskunst nicht zum Muster dienen sollten, am meisten aber durch die vorherrschende Nachsucht des Oberhauptes der Kirche, dessen verderbliche Sitten ein allgemeines Uergerniß verbreiteten, bey wenigen schonenden Waffenthaten ein Ausbruch des Kriegs zubereitet, der in der Folge unserer Nation unermessliches Verderben und Verlust zugezogen hatte. Wir aber bleiben, ohne tiefer in die Verirrungen zu blicken, bey den einheimischen Verhandlungen stehen, welche nicht so gar ruhig und rühmlich waren.

Mit nicht zu großer Theilnahme und Vergnügen hörten die Eidgenossen den Bericht von der Gesandts-

schaft an den päpstlichen Hof auf einer Tagsatzung an. Der Stadtschreiber von Luzern wurde wegen des Schreibens an den Papst, das so übel aufgenommen wurde, näher befragt. Er verantwortete sich ganz gelassen, ohne sich eines Fehlers bewußt zu seyn. Damit war alles abgethan, da doch der h. Vater ernstliche Bestrafung des Verfassers dieses Schreibens gefordert hatte. Ist das nicht ein Zeichen, daß jemand dahinter stand, den man nicht angreifen konnte oder wollte? und gibt es nicht meiner obigen Vermuthung ein Gewicht?

Da nun die im vorigen Jahr ausgezogenen Krieger von Rom aus nicht befriedigt wurden, so wandten sie sich an den Legat, der sie gesammelt, angeführt und zum Theil bezahlt hatte, um den vollständigen Sold von ihm zu erhalten. Er wehrte sich so gut er konnte, und versprach, nach einer Reise auf Rom, ihre Forderung zu befriedigen. Er ließ die Eidgenossen bitten, ihm ein Geleit vom Kaiser zu verschaffen, weil es von Frankreich zu erhalten nicht möglich war. Man setzte deswegen eine Zeit von drey Wochen aus, daß die Forderung unterbleiben sollte, damit indeß das Geleit erhalten würde. Allein das Geleit schlug man ab. In dieser Verlegenheit ging der Legat, der alles Ungemach und selbst Dürftigkeit ertragen konnte, als Pilgrim verkleidet und ganz unkenntlich gemacht durch Entstellung des Gesichtes, zu Fuß durch Abwege und selbst durch die französischen Heere hindurch, und gelangte so zu seinem großen Beschützer nach Rom, der ihn wegen seiner großen Verdienste zum Cardinal erhob. Wie weit er nachher seine Ansprecher befriedigt hat, ist nicht zu erfahren.

Aber die drey Stände, die Vellenz erwarben, bezeugten schon wieder ihre Unzufriedenheit wegen entzogenen Handels und Wandels in dem benachbarten Mailändischen. Dieses hämische, schwankende Volk, durch öftere Veränderung der Regierung zu dieser Mißstimmung gebracht, konnte den eidgenössischen Besitz von Vellenz nicht vertragen, und der öftere Rückfall der Beeinträchtigungen machte die III. Stände auch geneigter zu immerwährender Klage.

Eine angesehene Gesandtschaft von Frankreich, an deren Spitze ein Herzog von Rôthelen war, gab auf diese Beschwerden die Hoffnung einer gänzlichen Beruhigung, aber hinterhielt nicht, daß eine Erneuerung des Vereins mit dem König das sicherste Mittel zur Beruhigung dieser Handel wäre, die man so leicht von beyden Theilen abgewandt, und unterlassen hätte. Man gerieth in eine Art von Vertraulichkeit, und wollte von Seite Frankreichs vernehmen, ob es denn gar kein Mittel gebe, die vorige Verbindung wieder anzuknüpfen. Die Eidgenossen sagten auch so zutraulich und offen, daß sie mit dem h. Stuhl ein Bündniß gemacht und in einem Punkt sich so weit verpflichtet, daß sie mit niemand, der denselben bekriege, Vereinigung machen wollten, und stellten der königlichen Botschaft diese Punkte vor, die es nicht läugnen konnte, daß ihr König in diesem Fall begriffen wäre. Auf ferneres Zudringen dieser Botschaft, ob denn gar kein Mittel vorhanden wäre, etwas Gedeihliches mit Frankreich zu unterhandeln, trat man bey dieser Art von Vertraulichkeit, wenn schon nicht alle Gesandten der Eidgenossen zugegen waren, in wirkliche

Erörterung einiger Punkte ein. Allein diese Annäherung hatte keine erwünschten Folgen. Das Entworfen fand nicht Beyfall und konnte nicht angenommen werden. Man berief sich hernach von Seite Frankreichs auf die Capitel wegen Mailand errichtet. Allein diese waren auch nicht vorbehalten in dem Bunde mit dem Pabst, und konnten nicht von Wirkung seyn. So geschah es, daß am Ende die französische Botschaft sich mit Mißvergnügen entfernte.

Indeß vermehrte sich die ungute Stimmung der III. Stände gegen Frankreich immer mehr, je geringer die Hoffnung einer Vereinigung mit den Eidgenossen zu seyn schien. Jene hatten schon frühe von Hebung der Waffen gegen Mailand sich verlauten lassen bey den immer dauernden Beeinträchtigungen, und konnten mit Mühe hinterhalten werden. Aber dazu kam noch ein schweres Ereigniß. Ein Läufer von Schwyz nämlich, der nach Italien gehen sollte, wurde im Mailändischen angehalten, seiner Briefe beraubt und umgebracht, welches vorher auch dem Stand Bern und Fryburg widerfahren war. Hierauf beschloß der Stand Schwyz, und machte es mehreren andern kund, daß er diese That mit Waffen rächen wolle. Die Eidgenossen fanden ein solches Unternehmen sehr bedenklich, und schrieben dem Stand Schwyz freundschaftlich zu, daß er ihnen an einem bestimmten Tage die Landsgemeinde versammeln sollte, damit ihre Gesandten daselbst erscheinen, und ein jeder Stand sollte seine Gesandten auf den bestimmten Tag dahin senden, und alles Mögliche anwenden, diesen Auszug, der in aller Betrachtung, zumal beym Anbrechen des Winters,

so bedenklich sey, zu unterlassen. Allein das Volk war so aufgebracht, daß die besten rührendsten Vorstellungen ihren Endzweck nicht erreichten.

Den 14. November zogen sie mit ihrem Panner gegen Mailand hin, nachdem sie des Zuzugs einiger Stände schon sicher waren, und den andern allen ihre Mahnung zugesandt hatten. Auch Fryburg zog uns gesäumt den Schwyzern nach.

Mit mehr Mißvergnügen als Willigkeit, fast un-
bereitet zu allem, was nöthig war, und mit vielen
Lücken und Mängeln versehen zogen die andern Eid-
genossen über den Berg, und sammelten sich mit un-
gleicher Gesinnung bis auf 10,000 Mann. Man zog
zuerst bis an die Treisa, und von da, jedem Hinder-
niß sich widersetzend, über Gallera bis nach Libri.
Da hielt man Rath, was weiter zu thun sey; und
wenn schon ein Theil der Anführer mißmuthig, an-
dere aber desto eifriger und dringender waren, kamen
sie doch in dem Vorhaben überein, gerade auf Mail-
land loszugehen, und diese Stadt anzugreifen. Dieser
Entschluß war so fest, daß man, da der Freyherr von
Sax und andere Angesehene des französischen Heeres
mit namhaften Summen die Gefahr von der Stadt
abwenden und die Sache zur Beruhigung vermitteln
wollten, dieses verwarf, und den Krieg und die An-
fälle gegen die Stadt vorzog. Aber ein rasches, un-
gezügelter, junges Volk ohne Befehl, ohne Anführer
drang aus eigenem wilden Triebe in die Vorstädte,
plünderte da, brannte und wüthete unaufgehalten. Die
Eidgenossen wurden darüber bestürzt. Man rief die
Vermessenen zurück, und es entstand ein allgemeines

Murren und Mißvergnügen im ganzen Heer. Hier: auf verursachten die dunkeln December: Tage, die mit Kälte und Eis und ungleicher Witterung das Aus: halten im Lager nicht mehr gestatteten, daß man das Lager aufhob und mit Eile wieder nach Hause zog. Bey dieser Rückkehr wurden noch viele Dörfer ange: fallen, Häuser geplündert und verbrannt, und noch mehrere solcher Unthaten verübt, die Unmuth und Rache den Kriegern eingab und gestattete.

Freudiger ist das Ereigniß, daß in diesem Jahr, nach wiederholter langwieriger Unterhandlung und er: langter Zustimmung aller eidgenössischen und zugewand: ten Stände, die mit dem Kaiser Maximilian verlangte ewige Erbeinigung mit seiner höchsten Person für das Haus Oesterreich, und mit seinem Enkel, dem Erzher: zog Carl für die Herrschaft Burgund und die Nieder: lande beschlossen und glücklich zu Stande gebracht wurde. Es kostete noch Mühe, den Beytritt von den IV. Waldstätten zu erhalten, die bis dahin zu einer solchen Vereinigung niemahls einwilligen wollten. Der Auszug gegen Mailand mußte noch dazu verhel: fen. Man wußte, daß, wenn Luzern einmal einwil: ligte, die andern Stände leicht zu gewinnen wären. Deswegen drangen die Stände, die schon lange die allgemeine Bestimmung wünschten, auf's stärkste in diesen Stand ein, und konnten ihm den Gedanken wich: tig machen, daß, da man schon königliche Vermitt: lung versagt, es doch höchst nöthig sey, bey allgemei: nem Ausbruch den Rücken zu verwahren und leichtere Anfälle zu vermeiden. Dieß verleitete Luzern und die übrigen Stände zum Beytritt.

Die Urkunde dieses wichtigen Bündnisses zeigt schon im Eingange und bey der Eröffnung der Ursachen, welche bewogen haben, diese Verbindung einzugehen, die Erhabenheit des einen Verbündeten, indem er seine ganze Macht und weit verbreiteten Länder darstellt, und die Gründe dieser wichtigen Verbindung durch eine ausführliche Beschreibung der gegenseitigen Verhältnisse von den ältesten Zeiten her ableitet und in den jetzigen begründet findet.

Was nun die Punkte selbst betrifft, so wollen wir bey der sonstigen Weitläufigkeit nur die berühren, die ganz neu sind, oder gegen die andern Verträge abgeändert erscheinen.

So ist hier zum ersten Male des Kaisers Enkel, Erzherzog Karl, mit seinen Herrschaften und Ländern als ein verbündeter Theil aufgenommen, und ihm Verpflichtungen und Zusagen beygelegt worden.

Ben den Punkten, in welchen davon die Rede ist, was bey einem geschehenden Angriffe des Kaisers und des Erzherzogs und ihrer Länder, oder der Eidgenossen und der Ihrigen, gegenseitig zu thun sey, ist die Zusicherung so ausgedrückt: „Ein treues Aufsehen zu halten, daß sie nicht wider Recht und Billigkeit beschwert und gedrungen werden.“ Weiter geht die Versicherung nicht. Neu ist aber die Bestimmung, daß diejenigen Länder, die von beyden Theilen in dieser Vereinigung nicht begriffen, bey kriegerischen Anfällen eben so sollten behandelt werden, wie die, so ausgesetzt sind. Das mag seine Beziehung auf künftige Erwerbung beyder Theile haben.

Ganz neu, aber für die damaligen Zeiten ange-

messen und nöthig, ist die Bestimmung, daß kein Theil dem andern zum Schaden seinen offenbaren Feinden von seinen Leuten lasse zulaufen, dem Feind zu dienen, und, wann es ohne Erlaubniß geschähe, sie zurückzuberufen und die Ungehorsamen hart zu bestrafen. — Wie oft wurde dieß in den Vorträgen der Botschafter verschiedener Mächte gefordert!

In dem Artikel wegen der verschiedenen Rechtsgänge, der fleißig ausgearbeitet ist, sind die Richter beyder Theile nur noch die beyden Bischöfe von Basel und Constanx als auszuwählende Richter; aber die Städte beyder Orte, wie vormals, nicht mehr, weil Basel jetzt ein Mitglied der verbündeten Eidgenossen war, konnte es nicht mehr Richter seyn, und so ließ man auch die Stadt Constanx aus dieser Obliegenheit fallen.

Zu Vermeidung solcher Streitigkeiten wird beyden Theilen auferlegt, ehe man das Recht brauchen darf, hinlängliche Bürgschaft für die Unkosten zu stellen.

Alle zehen Jahre soll den Beamteten von beyden Seiten diese ewige Erbeinigung feyerlich verkündet werden. — Ehemals ging man noch weiter.

Der Erzherzog Carl gibt jedem eidgenössischen Stand alljährlich, bis er die Regierung antritt, 200 Rhein. Gulden, und den zugewandten Orten jedem 100 Gulden. Es sendet sie im May auf Zürich, und empfängt die Quittung dafür.

Der Kaiser will auch besorgen, daß, wann der Erzherzog zu mündigen Jahren kommt, derselbe auch diese Erbeinigung ratificiren, annehmen und beschließen sollte.

Es machte dem Kaiser so viel Vergnügen, weil er nun, da sein Vetter, der Herzog Siegmund, nur mit den VIII. alten Ständen den Ewigen Bericht eingegangen sey, mit allen XII. eidgenössischen und III. zugewandten Ständen eine Einung geschlossen habe, daß er dieses in der Urkunde wiederholt und mit Namen bemerkt.

Am Ende sind die gewohnten Versicherungen der treuen Beobachtung aller vorgeschriebenen Punkte bey kaiserlichen Würden und von den Eidgenossen bey den Eiden, so sie ihren Städten und Ländern geschworen haben, bestätigt. Gesiegelt ist die Urkunde vom Kaiser und allen Ständen. Geben zu Baden im Margau den 7. Februar. So ist sie eingeschrieben; aber man arbeitete an der allgemeinen Zustimmung noch am Ende dieses Jahres.

Des berühmten Furno wiederholte Bemühungen, den Eidgenossen ein beträchtliches Erbe von dem Hause Savoyen zu verschaffen, die in diesem Jahr zu einer weitläufigen Erörterung und zu verschiedenen Wendungen der Rathschläge Anlaß gaben, wo selbst Könige und Fürsten durch Vermittlungsversuche eintraten — diese Bemühungen sollten nicht mehr in dem Andenken erscheinen, ohne den Gedanken zu erwecken, daß die vorherrschende Begierde nach Reichthum eine andere Richtung der Gemüther erforderte, nämlich durch eindringenden und unterhaltenen religiösen Ernst die Geister mit edlern Gütern bekannt zu machen, und die weisen Lehren zu verbreiten, wie auch diese hinzufälligen und flüchtigen wohlthätig und mit Mäßigung zu genießen und anzuwenden seyen.

(1512.) Nun sind für den guten König Ludwig XII. die großen Veränderungen eingetroffen, die ihm schon beim Antritt der Regierung von Mailand, da er sich mit den Mächten Italiens einverstanden hatte, wie eine wichtige Ahnung vorschwebten, welche er vertraulich damals in den Schoß der Eidgenossen ausgoß, und auf diesen Fall hin ihre Hülfe ersuchte; aber jetzt konnte er dieselbe nicht erhalten. Denn die Eidgenossen waren von schlauen und rachsüchtigen Priestern umstrickt mit einem neuen Bund, und zurückgehalten von dem Oberhaupt des Reichs, mit dem sie auch verbunden waren. Dennoch fodert die Geschichte, nicht zu verschweigen, wie die zu vielen Gefälligkeiten, ehemals bereitwilliger, sich entfernt haben.

Der König hatte eine unausgetragene Fehde mit den Eidgenossen und einen offenbaren Krieg mit den Mächten Italiens, woran die Eidgenossen nach ihren Verbindungen Antheil nehmen mußten. Dennoch war es dem König daran gelegen, mit den Eidgenossen sich zu setzen, um sie weniger abgeneigt zu machen. Deswegen suchte er wie durch einen Umweg ein Geleit von den Eidgenossen für seine Gesandten zu erhalten, welches ihm auch zu Theil ward. Aber die königlichen Gesandten konnten zufällig nicht zu der Zeit erscheinen, die ihnen angezeigt war. Die Eidgenossen mußten Tage lang vergeblich auf sie warten. Dieß machte die sonst ungünstige Stimmung nicht gut. Der Feldherr Trivulzio entschuldigte sie aber in einer demüthigen Zuschrift, und hernach erschienen sie bei der Tagsatzung. Es war um eine Summe zu thun zur Befriedigung. Der Antrag der französischen Gesandten war schwach, nach

altem Brauch. Man bezog sich auf einen andern Tag, darüber näher einzutreten. Da handelte ein Abgesandter von dem Herzog Reinhard von Lothringen mit den französischen Gesandten, daß sie sich zu einer ansehnlichen Summe verstehen wollten, und zeigte es den Eidgenossen an. Bei der zweiten Verhandlung mit den Botschaftern des Königs foderte man, nach einigen Aeußerungen gegen einander, von Seite der Eidgenossen für des verlebte Völkerrecht durch den Untergang der Läufer, und für alle Kosten des Auszugs zur Entschädigung 200,000 Kronen. Da zogen sich die französischen Gesandten zurück. Man wirft dem Könige hier eine unzeitige Sparsamkeit vor. Aber was konnte der König mit einem so großen Aufwand erhalten? Wann schon die Eidgenossen nach ihrem Wunsche befriedigt wurden, wären sie denn deswegen weniger verflochten gewesen in dem großen Krieg, den der König aufgenommen hatte und wo die Eidgenossen ihre Bundespflicht gegen die andern Mächte leisten mußten, die jetzt schon alle ihre Schritte bemerkten und ihnen keine Ruhe ließen, bis sie alle ihre Kräfte anwandten?

Denn der Cardinal, der auf den Ausgang der Unterhandlungen mit den französischen Gesandten nur gewartet hatte, kam schnell zu den Ständen, und wußte dieselben dahin zu bringen, eine geheime Gesandtschaft, von der auch ihre Jahrbücher nichts melden, nach Venedig zu schicken, um diesen Staat zu einem gleichen Angriff gegen Mailand zu bewegen. Ein Refreditiv von Venedig, das noch vorhanden ist und die That selbst zeuget, daß solches und zwar mit dem

besten Erfolg geschehen ist. — So weit gingen sie, noch andere Krieger aufzubringen.

Indessen hatte der König in Frankreich durch die Klugheit und Tapferkeit des jungen aber vortrefflichen Feldherrn, Herzogs von Nemours, bei Ravenna seinen letzten Sieg über den sogenannten S. Bund erhalten. Aber sein Feldherr verlor dabei zum höchsten Bedauern sein Leben, und damit der König sein Glück. Man wirft ihm vor, daß er sich dieses Sieges zu sehr überhoben hätte. Aber wie konnte das seyn, da so bald, in wenigen Tagen und Wochen, die stärksten Anstalten zu einer Demüthigung erfolgten, bis Mailand gefallen war? Kaum war die Schlacht bei Ravenna beendet, so kamen die feinsten und beredtesten Eidgenossen, die beliebten ehemaligen Vermittler des Friedens von Arona, der Cardinal und der Freyherr Ulrich von Sax, jener von dem Jammerthon des erschrockenen Papsts Julius aufgeweckt, und dieser durch die Verlegenheit des Kaisers dazu gedrungen, zu den Eidgenossen, sie zu einem kräftigen Feldzug nach Mailand zu ermahnen. Auch die Rhätier waren schon von Frankreich abgewandt und entschlossen, mit den Eidgenossen sich zu vereinigen. Diese hatten schon vorher den Gedanken, den vorjährigen fehlerhaften Feldzug mit einem andern rühmlichern wieder auszulöschen. Deswegen hatten sie schon frühe ernste Anstalten gemacht, daß sich ihr Volk nicht verlaufen möchte; und wie der Cardinal hierauf in den verschiedenen Ständen zur Sammlung eines Heeres schritt, und der Freyherr von Sax auch nicht müßig blieb, so ist leicht zu errathen, daß ein beträchtliches Heer zusammengebracht

wurde. Der Kaiser, um dem Vortrag des Freyherrn von Sax mehr Nachdruck zu geben, unterließ nicht, eine Gesandtschaft an die Eidgenossen zu senden, die mit Rücksicht auf den neu gemachten Verein die schon geforderte Hülfe der Eidgenossen noch kräftiger verlangte, und ersuchte, eine Gesandtschaft auf den Reichstag nach Trier abzuschicken. Wofern dann in beiden Begehren entsprochen würde, sollte den zwey Ständen Zürich und Glarus aufgetragen werden, im Namen der ganzen Eidgenossenschaft Gesandte nach Trier hinzuschicken. Uebrigens wurde von der kaiserlichen Gesandtschaft Hoffnung gemacht, den eidgenössischen Völkern den Durchzug durch das Tyrol zu gestatten.

Denn schon den 6. May zogen unter Anführung des Freyherrn Ulrich von Sax und Jakob Stapsers von Zürich 20,000 Mann von Chur aus, wo sie sich versammelt hatten, durch das Tyrol, weil ihnen der Kaiser den Durchmarsch bewilligt hatte, nach dem Mailändischen hin. Dadurch wurde den französischen Feldherren, die dem anrückenden Feind den Zugang bey verschiedenen Pässen erschweren und verwehren wollten, ihr Vorhaben vereitelt, und den eidgenössischen Völkern der Zugang erleichtert und eröffnet; und so kamen sie ungehindert auf Trident, wo sie nach getroffener Abrede 7000 Mann venetianischer Völker, theils Reiter, theils Fußvolk, fanden, die sich mit ihnen vereinigten. So verstärkt rückten sie mit Zuversicht weiter. Städte und Festungen ergaben sich, öffneten ihre Thore, und nur an Einem Ort ging ein schwaches Gefecht vor. Da nun die Eidgenossen vernahmen, daß das Heer der verbündeten Mächte auch auf

den Grenzen aufgestellt war, rückten sie näher gegen Mailand. Dabei ermangelten sie nicht, auf die Ländereien und Schlösser Rücksicht zu nehmen, die sie schon lange in's Auge gefaßt hatten; so wie die Rhätier auf das Veltlin und andere Orte mehr. Da sie sich nun Mailand näherten, kam ihnen der Cardinal entgegen, und begrüßte sie mit einer Rede voll Kunst und Kraft, bezahlte ihnen den Sold, so weit er reichte; für das übrige sollte alles Pfand seyn, was sie erobern würden. Er versicherte sie des besten Vertrauens und der günstigsten Gesinnungen der übrigen Mächte, beruhigte sie über einige ausgestreute ungute Gerüchte, und konnte nicht satt werden, die höchste Zufriedenheit und Huld des h. Vaters zu bezeugen. So schritten die Eidgenossen immer weiter auf der Bahn der Ehre, die sich ihnen immer weiter öffnete und ihnen immer glänzendere Auftritte bereitete, und betraten unter allgemeiner Freude Mailand. Denn das französische Heer hatte Mangel an Geld und an Volk. Die Feldherren hatten einen Theil desselben irre geführt und einen beträchtlichen entlassen. Deswegen mußte es sich zurückziehen und behielt nur wenige Plätze übrig. Es wurde auch unter Aufsicht des Cardinals eine unterweilige Regierung angeordnet.

Aber was geschah in den einheimischen Gründen auf den Tagen der Eidgenossen? Höchst erfreut über diesen ungehinderten Fortgang und im Gefühl dieser Freude schrieben sie ihren Feldherren zu, beglückwünschten sie über diesen erwünschten Ausgang der Sachen und trugen ihnen auf, daß, wenn bei Einnahme der Städte dieselben den Mächten huldigen müßten, sie

besorgt seyn sollten, daß man auch zu Handen der Eidgenossen den Eid erstatten solle, weil sie doch einen so großen Antheil an den Eroberungen hätten. So aufmerksam waren sie auf ihre Rechte. Hernach vernahmen die Eidgenossen den gründlichen Bericht der zurückgekommenen Gesandtschaft von Trier, die mit Vergnügen anzeigte, wie vortrefflich sie empfangen und geehrt wurde nicht nur von dem Kaiser, sondern auch von allen Fürsten, und wie großen Werth man auf die Hülfe der Eidgenossen in dem Krieg mit Frankreich setze, die der Kaiser sich weiter ausbat, da er durch den gestatteten Zug durch's Tyrol viel zum guten Erfolg beitrug. Dann sollte man die verlaufenen Krieger von Frankreich zurückziehen, und den jungen Fürsten Sforzia in sein väterliches Erbe wieder einsetzen, der ihnen innerhalb drey Jahren 300,000 Dukaten und jährlich 40 bis 50,000 Gulden bezahlen würde. — So ist der Antrag einer so großen Summe von dem höchsten Monarchen her und hernach von den Eidgenossen auf die Hälfte heruntergesetzt worden. Diese Rücksicht, die nicht allenthalben zu finden, mußte den Eidgenossen auch Vergnügen machen, und ist doch einiger Bemerkung werth.

Der Kaiser sandte wieder eine Gesandtschaft an die Eidgenossen, den Vorschlag, den er schon zu Trier gemacht hatte, wegen Eintritt des Herzogs Maximilian Sforzia in seines Vaters Fürstenthum Mailand zu wiederholen und zu bekräftigen; und weil er schon den Eidgenossen den Vortheil ihres Durchzugs durch's Tyrol zugetheilt und sich dadurch die Feindschaft Frankreichs zugezogen hatte, fand der Kaiser angemessen, von einer

Verbesserung des Erbvereins zu reden und eine wirkliche Hülfe zu fordern oder zu verlangen, daß sie sich, wie er, mit Spanien und dem Pabst vereinigen möchten. Die Eidgenossen nahmen alles zu näherer Berathung auf, und schrieben den Heerführern in das Feld, das Volk sollte für einmal beisammen bleiben; wo aber jemand Hülfe oder nähere Eintretung zu Unterhandlungen verlangte, sollten sie dieselben auf ihre Tagsakungen hinweisen. Denn sie wollten nicht, daß im Felde dergleichen Sachen eingeleitet oder abgehandelt würden.

Von da an hatten die Eidgenossen nach ihrer Tapferkeitsgewalt einen großen Werth und festes Ansehen ohne Neid und ohne sich selbst zu überheben erhalten, (wie man gewohnt ist, den Sterblichen, wann ihnen viel Wichtiges gelingt, ein beynahe unbegrenztes Zutrauen zu schenken, das sie oft selbst in Erstaunen setzt). Da wurden ihre Tagsakungen von Botschaftern hoher Mächte zahlreich besucht, weil sie ihrem Vermuthen nach sichere Erringer der Siege und Eroberungen zu Freunden und Bundesgenossen und Vertheidigern sich wünschten. Das dauerte so lange, bis wichtige Stände nach religiöser Gesinnung den festen Vorsatz faßten und ihn standhaft ausübten, alle Pensionen bey unverschonter Strafe zu verbieten, und alle nähere Verbindungen mit den hohen Mächten abzulehnen.

Nun fehlte es den Eidgenossen an ausgezeichneten Ehrenbezeugungen und Geschenken nicht. Alle Chroniken melden von dem geweihtem Schwert mit einem goldenen Griffe von großer Kunst und Werth und von

dem sammetnen Herzogshut mit Hermelin gefüttert, mit Perlen und köstlichen Steinen und der feinsten Kunstarbeit geschmückt, und von dem großen Aufwand von Damast von allen Farben und von der Stickerei mit ausnehmender Kunst aufgetragen, der zu vielen Pannern gebraucht wurde, mit denen man nicht nur die löblichen eidgenössischen Stände auszeichnete, sondern sie auch Municipal: Städten und kleinen Ländern, die ihre Unabhängigkeit damit beweisen wollten, als das wichtigste Geschenk zustellen ließ.

Dann gab der h. Vater zum Beweise seiner innigen Beruhigung und Zufriedenheit mit dem Fortgang dieses rühmlichen Feldzuges den Eidgenossen eine auf Pergament zierlich geschriebene lateinische Urkunde, darin er unter ehrenvollen Titeln und mit ausgebreitetem Lobe ihrer Thaten ihnen den hohen Namen der Vertheidiger der Freyheit der Kirche feyerlich beylegt, und nicht satt wird, das Höchste, das er geben konnte, segensreich mitzutheilen.

Bei der Gegenwart der kaiserlichen Gesandten und der mailändischen Räte wurden einige Punkte abgefaßt, die sich der Prinz Sforzia bei Uebernahme seines Fürstenthums anzunehmen gefallen lassen würde, wo die Summe des zu erstattenden Geldes innerhalb drey Jahren schon auf die Hälfte zurückgesetzt ward. Doch wurde man wegen der Termine nicht einig, und die Sache verzog sich.

Auf einem Tag zu Baden erschienen spanische Gesandte, indem von dieser Nation noch keine den Weg über die Alpen gefunden hatten, vor den Eidgenossen, und suchten sie zum Eintritt in den heiligen Bund oder

zu einem besondern Verein mit ihrem Könige zu besprechen. Eine venezianische Botschaft war auch vorhanden, verlangte ebenfalls ein Bündniß und wünschte, daß ihr Staat mit dem Kaiser durch die eidgenössische Vermittelung ausgesöhnt werden möchte. Aber der Kaiser hinderte hernach eher das Bündniß, als daß er sich mit Venedig aussöhnte. Eine savonische Gesandtschaft wiederholte das Verlangen nach einer Verbindung, die noch zuletzt zu Stand kam. Ebenso erschien eine Gesandtschaft von dem Kaiser, die um näheres Aufsehen ansuchte. Endlich war auch ein Abgeordneter vom Herzog von Lothringen zugegen, der seinen Herrn entschuldigte und sich erkundigte, ob nicht ein Geleit für eine französische Gesandtschaft zu erhalten sey. Durch eine besondere Gesandtschaft von Savoyen wurde noch eine Vermittelung zwischen Frankreich und den Eidgenossen angetragen. Alles dieses mußte die Eidgenossen bey so ungleichen, oft entgegengesetzten Absichten und auch bey verschiedenen Gesinnungen unter sich in Verlegenheit setzen. Sie behalfen sich aber mit dem freundlichen Zurücknehmen.

Aber alle diese hohen Ehren und Vorzüge, welche den Eidgenossen widerfuhr, brachten ihnen doch mancherley Sorgen und Bemühungen. Bald hatten sie wegen der Eroberung, Einnahme und Bewahrung der Vogteyen, die sie sich vorbehielten, vieles anzuordnen und zu bestimmen. Bald machten ihnen die in Mailand stehenden Heere, ihre Bezahlung und ihr Rückzug, und die Sorge, voreilige Schritte zu verhüten, viele Mühe. Bald kamen ihnen ungleiche Gerüchte zu, daß man den jungen Herzog Karl von Oesterreich

in Mailand einzusetzen wollte; bald daß ein rascher mailändischer Adel den Prinzen Sforzia einzusetzen sich unternommen hätte. Dann flüsterte man ihnen ein, daß die Mächte in Italien eigene Absichten hätten. Auch der Cardinal, der beständig in Mailand war, machte bisweilen gegen das Haus Savoyen und Venedig eigene Schritte, worüber man sich beschwerte. Das waren nur schwache Sorgen, die stärkere Zufälle ahneten und riefen.

Der Pabst in der erhabenen Freude über seinen Sieg und die erreichten Absichten seiner Rache wollte die bisher so trefflich bestellten und hochgeehrten Vertheidiger der Freiheit der Kirche, die Vorsteher des gewaltigen Volks an seinem Hofe sehen, und bat sich durch einen Legaten diese Ehre aus von den Abgesandten aller eidgenössischen Stände. Die Eidgenossen hatten auch kein Bedenken, diesem Ansuchen zu entsprechen, und foderten alle Stände zu dieser Reise auf und beauftragten sie, wegen Besitz des Fürstenthums Mailand, wegen des Kaisers Streit mit Venedig, wegen etwelcher Rücksicht auf einen Frieden mit Frankreich, wegen des Eintrittes in den h. Bund, wegen der Orte, so den Eidgenossen abzutreten wären, und der Bezahlung unbefriedigter Soldner zu unterhandeln.

Dem Kaiser Maximilian war es nicht genug, dem König in Frankreich Mailand entrissen zu haben, er wollte seinen Feind noch in größern Verlust und Verlegenheit setzen. Deswegen trug er durch eine Gesandtschaft den Eidgenossen an, mit einem Zug nach Burgund den König zu überfallen, und legte einen ausgemachten Entwurf über diese Unternehmung vor. Fünf

zehnhundert Mann, theils Reiterei, theils Fußvolk, wollte der Kaiser geben; die Eidgenossen sollten mit ihren Pannern ausziehen, mit Harnisch und Waffen und aller Art nöthigem Kriegsgeräth. Länder und Schlösser, die man gewonnen, sollten beyden Theilen jedem zur Hälfte zukommen; wollten die Eidgenossen ihren Theil nicht behalten, so würde der Kaiser ihnen den Werth dafür erstatten. Die Eidgenossen gaben zuerst wenig Antwort; hernach aber aufgefordert von dem Monarchen, der das Land gern wieder erobert hätte, welches ehemals seinem Schwiegervater gehörte, und von Ludwig XI. demselben entrisen wurde, zeigten die Eidgenossen, wiewohl mit Geschäften überhäuft, ihren Willen mit wirklicher Zusage an.

Den Abgesandten an den römischen Hof widerfuhr eine ausgezeichnetere Ehre, die ihnen zu der Zeit allenthalben auf dem Fuß nachfolgte. Möchte nur die Behandlung der Angelegenheiten diesem äußeren Schimmer stets entsprochen haben. Sie hatten kaum Florenz erreicht, als ihnen Caspar von Silenen, Hauptmann der päpstlichen Leibwache, entgegen kam und ihnen zum ersten Geschenk seidene Kleider brachte, bey ihrem Einzuge in großer Zierde zu erscheinen. Die früheren Gesandten beschenkte man nicht mit solchem Schmuck. Vielleicht wurden sie damals über ihren schwächern Aufzug von dem Hofgesinde bspöttelt. Der Pabst ließ sich bey ihrem Einzug an einen Ort hintragen, wo er seine mit so viel Kunst erworbenen Beschützer kommen sah und ihnen den Segen gab, welches keinen Gesandten jemals widerfuhr. Dann zogen sie in einem Gedränge von einer unermesslichen Menge Men-

schen, die in den Straßen waren, langsam fort unter allgemeinem Jubelgeschrey und anhaltender Musik, nebst dem Abfeuern großen Geschüßes, bis man sie in bequeme Wohnungen hinführte.

Einige Zeit nachher wurden sie zum feyerlichen Verhöre in den päpstlichen Pallast berufen, wo Se. Heiligkeit, umgeben von allen Cardinälen und von allen Gesandten der Könige und Fürsten, die eidgenössischen Gesandten empfing. Da hielt der oberste Zunftmeister Grieb von Basel, wahrscheinlich ein gelehrter Mann, eine lateinische Rede an den Pabst, worin er denselben wegen des Siegs über seine Feinde beglückwünschte, mit Bescheidenheit die eidgenössische Beyhülfe erwähnte und für so viele erhaltene kostbare Geschenke den demüthigsten Dank bezeugte und den allerhöchsten Wohlstand anwünschte.

Nachher ließ sie der Cardinal von Gurk, der kaiserliche Gesandte, zu sich bitten, und trug ihnen die Wünsche seines erhabenen Monarchen vor, daß die Eidgenossen in den heiligen Bund eintreten, sich näher wegen thätlicher Hülfe nach der Erbeinigung erklären und mit Venedig sich nicht verbinden sollten, weil dasselbe noch nicht genug gegen Se. Majestät entsprochen habe.

Dann aber trat der Pabst in eigener Person ohne Gegenwart von jemand anders mit den eidgenössischen Gesandten in eine eigene Unterhandlung ein, und erzählte ausführlich, wie Venedig, das doch in dem heiligen Bund begriffen war und zur Einnahme von Mailand treulich mitgeholfen hatte, dennoch weder dem Kaiser noch ihm, dem Pabst, genug gethan habe,

um einen dauerhaften Frieden zu haben. Deswegen bat der Pabst, daß man einige Abgesandte aus ihrer Mitte in Gesellschaft seiner eigenen Abgeordneten nach Venedig senden möchte, um den Frieden zu erzielen. Man entsprach ihm und ordnete Hans von Erlach von Bern und Peter Falk von Fryburg dazu ab. Allein man erreichte doch seinen Zweck nicht, und die zwey Abgeordneten trafen ihre Gefährten wieder zu Mailand an, mit denen sie in ihre Heimath zurückkehrten.

Man stellte dem Pabst dagegen auch das billige Ansuchen vor, den unbefriedigten Söldnern, die vor zwey Jahren in seinem Dienst gegen Mailand ausgezogen waren, den bisher versagten Lohn bey diesem freudigen Ausgang der Sachen jetzt zu entrichten; aber man erhielt die erwünschte Zusage nicht.

Selbst das Unrecht, das man oft so tief empfunden hatte, daß Begünstigte vom päpstlichen Hof, welche nicht immer die sittlichsten waren, mit dem Ansehen des höchsten Geistlichen, zum Schaden anderer Unschuldiger, in eidgenössische Pfründen eingesetzt wurden, dessen Hebung man innigst wünschte und erflachte, selbst dieses aufgehoben zu sehen, erhielt man ebenfalls nicht.

Dem jungen Fürsten sein Herzogthum Mailand zu gewähren, begehrte man, daß Pavia und Plazenza, die freylich der Pabst mit ihrer Zubehörde schon früher angesprochen hatte, aus Großmuth und Huld gegen den neuen Besitzer demselben eingeräumt werden möchte. Allein er sprach diese beyden Städte mit ihren Umgebungen als eine alte Vergabung von Kaisern und Königen an, die der Kirche schon im Alterthum ge-

macht wurde, nach Inhalt der Urkunde, die er vorlegte, und dabei mußte es bleiben.

Weniger ungünstig und freygebiger war er in einigen Dingen, die auf das Religiöse Bezug hatten, wegen Ablass, wegen Nachsicht über Speisen in Fastenzeit, wegen Feiertagen und andern Vorzügen, die man wünschte.

Wegen des Friedens mit Frankreich war nicht nur keine Rede, sondern ein ergehendes Gerücht schreckte den h. Vater. Er wollte wissen, zeigte er den Eidgenossen an, der König in Frankreich stehe in Unterhandlung mit dem jungen Fürsten von Mailand, und ermahnte die Eidgenossen auf ihrer Hut zu seyn und fest zusammen zu halten.

Diese nicht so leichte und angenehme Lage der Eidgenossen, die ihren Hoffnungen und Absichten nicht entsprochen hatte, machte den Aufenthalt an diesem Hof nicht so sehr erwünscht. Man zögerte nicht länger und nahm von dem h. Vater nicht mit der gleichen Freude Abschied, als man an seinen Hof gekommen war. Dennoch wurde man am Ende huldreich entlassen.

Nun stand den Eidgenossen noch in dem Jahre eine andere ausnehmende, aber auch nicht ganz befriedigende Ehre vor, den jungen Fürsten Maximilian Sforzia in das von ihnen eroberte Fürstenthum Mailand einzusetzen. Dazu wurden sie von dem Gouverneur allda eingeladen, weil der Prinz auf seiner Reise nach seiner künftigen Beherrschung schon derselben nahe gekommen sey. Da sandten die Stände eine Gesandtschaft von allen Orten nach Mailand. Dort geschah denn, was wenigen Freystaaten jemals zu Theil wurde, nämlich

die hohe Ehre, einen Fürsten, dem man sein Land erobert, in den Besitz desselben einzuführen. Dies geschah bey einem veranstalteten feyerlichen Einzug des Fürsten Maximilian Sforzia, der mit vieler Pracht im Begleite zweyer Cardinäle und im Gefolge fremder Gesandten, der Rätthe und der vornehmsten Bewohner erschien, bey einem großen Zusammenfluß des Volks. Die Eidgenossen als damalige Besitzer der Stadt versammelten sich bey dem Thor, und Ummann Schwarzmurer von Zug, der sich durch seine schöne Gestalt und Anmuth der Sitten auszeichnete, hielt, der italienischen Sprache kundig, die Anrede an den Fürsten. (So zogen die Eidgenossen jeden nach seiner Kenntniß hervor.) Bürgermeister Schmid von Zürich bot dem Fürsten die Schlüssel der Stadt an; und so wurde der ganze Einzug prächtig vollzogen. Da die Rätthe von Mailand schon mit den Eidgenossen im Namen des Fürsten alles abgeschlossen und berichtigt hatten, was die neuen Verhältnisse gegen einander erfoderten, so war ein langer Aufenthalt um so viel weniger nöthig, weil das Ende das Jahres nahe war. Demnach wurden die Eidgenossen mit prächtigen Gastmählern beehrt und ihnen so viel Vergnügen gemacht und auf alle mögliche Weise bezeuget, daß man ihnen den großen Dank für diese mit ihrer Tapferkeit erworbene und mit Großmuth eingeräumte Herrschaft schuldig sey.

O hätten die Eidgenossen das Glück gehabt, einen weisen Fürsten von erhabenem Geist und Muth einzuführen, der mit Klugheit und Standhaftigkeit Ruhe, Ordnung und treuen Gehorsam in dem durch viele schnelle veränderte Leitung schwankenden und abirrenden

Volk wieder hergestellt, und sich selbst Liebe und Achtung erworben, oder wenigstens den Rath und die Beyhülfe weiser Männer zu schätzen gewußt hätte, die ihm die große Kunst der Regierung beybringen konnten, wie wäre der Glanz dieser Einsetzung, der schon jetzt mit vielem Ruhm verbreitet war, unendlich größer und gesegneteter gewesen! Vielleicht hätte ein solcher Fürst seine Regierung immer dauernd beybehalten, und vielleicht gar das so herrliche Italien zur Ruhe und zum Frieden gebracht. Dann hätte auch die große Entschädigung, die man den Eidgenossen unterweilen vorwirft, als wann der Fürst dadurch so eingeengt worden, daß er das nicht zu leisten vermochte, was er sonst hätte thun können, nicht so viel Aufsehens gemacht. Wirklich ist die Summe von 150,000 Dukaten groß, und die Eidgenossen ließen sich Beyträge wie die jährliche Pension von 40,000 rhein. Gulden nicht mißfallen. Aber doch ist es wahr, daß ihnen vom Kaiser auf dem Reichstag zu Trier die doppelte Summe der Entschädigung angetragen und solche hernach auf die Hälfte von ihnen zurückgesetzt wurde. Daben hätte ein weiser Fürst nicht gelitten. Er würde entweder Nachlaß begehrt und dann ihn auch erhalten haben, oder er hätte mit Sparsamkeit und Vorsicht sich zu helfen gewußt.

So aber zeigte der Fürst in Schwäche des Geistes, ohne eigenen Trieb, Nachlässigkeit im Forschen, im Rathschlagen, in der Wahl seiner Diener und seiner Vergnügungen. Er ergab sich leichten Zerstreuungen, aber nicht ohne Aufwand, und ohne Mäßigung und ohne Anstand. Bekümmert war er nie und in Sorgen, außer wenn er von weitem ahnete, daß seine fürstliche

Beherrschung nicht von langer Dauer seyn könnte. Dann weinte er wie ein Knabe, auch schon vor den Eidgenossen, wann er etwas, das ihm gefährlich schien, vernommen hatte.

Nach diesem rühmlichen Unternehmen (daß es nicht besser gelang, war nicht ihre Schuld) und nach vielen Ehrenbezeugungen und vielfältigen Vergnügungen, die man ihnen von allen Seiten darbot, zogen die Eidgenossen erfreut und hoffnungsvoll wieder ihrer Heimath zu.

Die Capitel waren schon vorher mit der Regierung zu Mailand im Namen des jungen Fürsten beschäftigt, meistens nach dem Inhalte der vorherigen Urkunde, nur daß jetzt auch die Ueberlassung der bekannten Schlösser und Länder an die Eidgenossen und die jährliche Erstattung von 40,000 rhein. Gulden darin ausgesetzt wird. Wegen der größeren Summe der Entschädigung war schon früher nach Uebereinkunft, so wie wegen der Termine der Bezahlung, eine sichere Abrede getroffen.

Zu verschiedenen Zeiten und mit anhaltendem Ersuchen hatte der Herzog von Savoyen noch ein Bündniß mit den Eidgenossen mit Angelegenheit verlangt, und es scheint, daß er von einigen Ständen sehr begünstigt wurde, da er doch immer Frankreich das Wort redete, und eine Vermittlung des Friedens mit dieser Krone antrug. Obschon es damals nichts weniger, als herrschende Gesinnung bey den Eidgenossen war, so leuchtete es aber doch allen Ständen ein, daß bey dem öftern Bedürfniß, in Mailand einzudringen, den Weg durch Savoyen offen zu haben, oder von diesem Hause

begünstigt zu seyn, in der gegenwärtigen Lage der Eidgenossen nicht gleichgültig seyn könnte. Einmal es gelang dem Herzog von Savoyen, mit den Eidgenossen eine nähere Verbindung einzugehen.

In dem Eingange nennen sich zuerst der Herzog Carl nach allen Würden und Ländern seiner Besitzungen, und die zwölf eidgenössischen Stände, also beyde Theile, die in diese Verbindung getreten, und rühmt man sich savoyischer Seits besonders der guten Nachbarschaft, die man von den Städten Bern, Fryburg und Solothurn und der Freundschaft der übrigen eidgenössischen Stände erfahren, mit denen das Haus Savoyen von langem her unter Genuß beyderseitig ersprießlicher Folgen in dem besten Vernehmen gestanden sey, welches die Ursache dieser nähern Vereinigung gewesen, die auf folgenden Punkten beruhe.

I. „Verpflichten sich beyde Theile, sürohin zu trachten, daß jeder in seinem Land, so lange die Verbindung währt, in Friede und Ruhe verbleiben möge; einander ihr Land und Leute und Gebiet in treuem Aufsehen zu haben und von beyden Theilen keiner den andern zu beschädigen oder Krieg anzufangen, noch mit neuen Zöllen und Abgaben zu beschweren oder seinen Feinden und Beschädigern Beförderung, Hülfe oder Durchfuhr durch ihre Länder zu gestatten.“ — Hier wird alles zusammen gedrängt, was sonst in verschiedenen Punkten gesetzt wird, das aber alles zum Frieden und Ruhe dienet, und der herrschende Begriff in diesen Punkten ist gutes Aufsehen, sonst unausgedrückte Hülfe, die man erwartet,

aber nicht allemal gerne thut; hier aber ist sie nur Aufsicht, denn die Hülfe kommt hernach.

2. „Dieser Punkt enthält die ganze Leitung des „Rechtsstandes, sowohl wann die beyden Haupttheile „selbst oder besondere Personen gegen einen Haupttheil „oder dieser mit jenen in Ansprache sind. Da ist alles „vorgeschrieben, wie es gewöhnlich in den Bündnissen „von zwey Richtern und einem Obmann enthalten „ist, das ich zu wiederholen nicht nöthig finde. Aber „dieser Punkt enthält eine eigene Vorschrift, daß man „von beyden Theilen die liquiden Schulden, die zum „Vorschein kommen, einander einziehen lassen sollte; „wann es aber einem nicht möglich wäre, so sollte doch „der Richter nach Bedacht darin handeln.“ — Das ist ein ganz neuer Punkt, aber er befördert dennoch, was sonst nicht immer so leicht geschieht. — „Am „Ende dieses Punkts wird des gewohnten Weges ge- „dacht, daß der Kläger den Beklagten vor seinem „Richter suche.“

3. „Ist ein ungehinderter Handel und Wandel von „Weltlichen und Geistlichen und Kaufleuten und an- „dern, beyden Theilen zugesichert, der von neuen Zöl- „len und Abgaben immer unbeschwert bleibe. Dann „solle nur der Schuldner mögen verhaftet und Frev- „und Erbfälle an dem Ort, wo sie vorgehen und vor- „fallen, gerichtet werden.“ — Hier ist auch wieder verschiedenes zusammengestellt, die Aufhebung neuer Zölle wiederholt, und verschiedenartig Wandelnder ge- dacht worden.

4. „Wenn jemand mit dem Herzog oder den Sei- „nigen Streit hätte und die Eidgenossen als Richter

„anerkennen wollte, und diesen Vorsatz oder Rechts-
 „gebot dem Herzog oder den Seinen anzeigte, und es
 „von demselben oder den Seinen nicht angenommen
 „würde, sollen die Eidgenossen nicht darauf bestehen.“
 Hier scheint das Zutrauen gegen die Eidgenossen ein
 wenig zu schwinden. Aber es konnte doch Fälle geben,
 wo das sich Entziehen auch zu entschuldigen wäre, und
 am Ende mußte doch der Wille frey seyn an beyden
 Orten.

5. „Wenn einer von beyden Theilen mit Gewalt
 „angegriffen würde und er Hülfe ersoderte, so soll
 „ihm der andere zu Hülfe kommen. So wenn die Eid-
 „genossen feindlich angefallen würden und sie von dem
 „Herzoge Hülfe beehrten, sendet er ihnen in eigenen
 „Kosten sechshundert Reiter zu Hülfe, und so mehr,
 „wann die Nothdurft es ersodert und es im Vermögen
 „steht. Dagegen verheissen die Eidgenossen dem Her-
 „zog, wann er feindselig behandelt wird, auf Erfo-
 „dern sechstausend Mann Fußvolk als das Höchste in
 „dieser Erstattung, die der Herzog, des Monats jeden
 „Mann mit sechs Franken, besoldet und alle Speise
 „um feilen Kauf zugehen läßt. Sollten den sechstau-
 „send Mann noch andere nachlaufen, denen soll der
 „Herzog nichts zu geben schuldig seyn, als wann er
 „es gerne thun will. Dann soll er auch unsere Krie-
 „ger nicht auf dem Meer oder über dasselbe, sondern
 „nur in seinem Staat und Herzogthum gebrauchen.
 „Beyde Theile versichern, daß sie gegenseitig die Hülfe
 „nicht zu fodern haben, wann der, so aufgefodert
 „werden sollte, in eigenem Krieg verwickelt ist. Uebri-
 „gens versehen die Eidgenossen ihre abzusendenden

„Völker selbst mit Hauptleuten.“ — Die Hülfe ist freylich von beyden Seiten verschieden an der Zahl. Aber die eine wird von dem Leistenden verköstigt, die andere wird von dem besoldet, dem sie zugesandt wird. Von den Nachlaufenden sollte kaum etwas in einem solchen Vertrag erscheinen. Die Vorschriften wegen des Gebrauchs fangen an Sitte zu werden, und die Wahl der Hauptleute ist ein Vorzug des Hülfe sendenden Theils.

6. „Zu mehrerer Bekräftigung dieses Vereins, und „Irrthum, Streit und Unannehmlichkeiten auszuweisen, sollte kein Theil dem andern zum Schaden oder „Nachtheil einige fremde oder ausländische Ansprachen „für sich annehmen; auch kein Theil dem andern seine „Angehörigen in Schirm, Bürger- oder Landrecht „aufnehmen, außer man wollte an einen Ort hinziehen „und daselbst haushebelich sich niederlassen.“ — So wirft man sich in den Savoyischen Bündnissen einander die Schwachheiten vor, wie ehemals die Herzogin Yolanda den unerlaubten Durchzug feindlichen Volks; nun eben so leise die neuern Vermächtnisse. Damit es aber nicht auffalle, so hat man es mit einem gewohnten Punkte umfaßt.

7. „Um dieser Verbindung desto mehr freundschaftlichen Nachdruck zu geben, verheißt der Herzog den „sämmlichen Ständen jährlich, so lange dieses Bündniß dauert, einem jeden 200 rhein. Gulden den ersten „Herbstmonat jedes Jahres in der Stadt Bern zu „entrichten.“ — Dieses ist Uebung, so lange die oft entworfenen schönen Veränderungen nur unerfüllte Entwürfe bleiben.

8. „Das Bündniß soll fünf und zwanzig Jahre Bestand haben, und von Zeit zu Zeit, es im Gedächtniß zu erhalten, öffentlich vorgelesen werden. Der Herzog behält sich vor, den h. Stuhl, den Kaiser und das h. römische Reich. Ebenso die Eidgenossen den h. Vater, die h. römische Kirche, den Kaiser und das h. römische Reich mit den übrigen Verbindungen.“ — Der Vorbehalt der Eidgenossen zeugt von einiger Abweichung der vorherigen Ausdrücke, die von ihrer jüngsten Verbindung herrühren mag. Auch die drei Städte sind besonders vorbehalten. Dann versprochen beyde, der Herzog bey fürstlicher Würde und Ehre, die Eidgenossen bey ihren Eiden, die sie ihren Städten und Ländern geschworen haben, alles Vorgeschiedene getreulich zu halten und zu erfüllen. Die Urkunde ist gesiegelt von dem Herzog und den XII. Ständen. Geben zu Luzern auf Frentag nach St. Bartholomäus: Tag.

Diese Vorzüge, so den Eidgenossen in diesem Jahre zu Theil wurden, noch mehr zu erhöhen, fiel den IV. Städten Bern, Luzern, Freyburg und Solothurn die Erwerbung der Grafschaft Neuenburg zu, da der junge Graf, der in dem mailändischen Krieg dem König in Frankreich zuzog, deswegen den Städten Ursache gab, sich seiner Grafschaft zu bemächtigen und sich von den Angehörigen derselben die Huldigung leisten zu lassen, und dieses Land als eine gemeinsame Herrschaft zu betrachten, die hernach auch andern Ständen zugeheilt wurde. Die vier Stände kamen auch wirklich noch dieß Jahr zu Neuenburg zusammen, und machten eine genaue Beschreibung von allen Einkünften

und Ausgaben, faßten einen Eid ab für den Landtag und die Unterbeamten, ließen denselben beschwören und setzten ihnen ihre Besoldungen aus.

So floß dieses Jahr den Eidgenossen unter vielem Gelingen, ohne sich anzustrengen und im Genuß von vieler Ehre und Freude dahin, von dem Lobe zufriedener Mächte begleitet, die ihre besten Wünsche erfüllt sahen, ohne eigenen Aufwand von Kraft oder wichtigen Unternehmungen.

(1513.) Dieß folgende Jahr brachte den Eidgenossen auch in der Tapferkeit hohen Ruhm, aber verbunden mit vieler Arbeit, in vielen wichtigen Unterhandlungen und den Gefahren des Kriegs und tiefem Verlust ihrer Völker, so daß in vielen Häusern und Hütten innigste Trauer war. Denn sie fühlten auch schon früh, daß, wenn Frankreich seine verlorenen Länder wieder erringen wollte, der größte Widerstand auf ihre Schultern fallen würde. Zwar hatte der König nicht gerne Krieg mit den Eidgenossen, und vermied ihn ehemals mit einem entgegengehenden Frieden. Deswegen suchte er schon am Ende des vorigen Jahres ein Geleit für seine Gesandten zu erhalten, und hernach näher einzutreten. Da aber nichts Gedeihliches abgeschlossen war, so eilte der König, jetzt seinen Gesandten den Zutritt zu den Eidgenossen zu erhalten, der nun weniger schwierig war.

Auf einer Tagsatzung zu Luzern erschien eine außerordentlich angesehene Gesandtschaft, welche die Annäherung des Friedens zu erzielen sich alle Mühe gab. Es kam auch wirklich so weit, daß der König die beiden Schlösser Laus und Ruggarus, wo er bisher

noch seine Besatzung hatte, den Eidgenossen mit allem nicht unwichtigen Kriegsgeräthe, daß sich darin fand, ganz abtrat, so daß die beyden Herrschaften zur Verwaltung und Besorgung den Eidgenossen übergeben wurden. Ja man ließ sich gefallen, die verschiedenen Ansprachen an den König, daran es niemals mangelte, durch zwey königliche Commissarien und zwey eidgenössische Gesandte untersuchen und bezeugen zu lassen, das eine ziemliche Bemühung und Arbeit verursachte, wo aber wenig Zuverlässiges und doch Vieles von den neuen Angehörigen von Laus und Luggarus zum Vorschein kam.

Indessen machte dieser Vorgang bey den Mächten, die Frankreich zuwider waren, ein großes Aufsehen. Es mangelte nicht an Bothschaften vom Pabst und von Mailand, welche die Eidgenossen warnten und baten, nicht allzusehr mit dem Könige sich einzulassen, sondern der bestehenden Verbindungen eingedenk zu seyn. Dann machte die Spanische Besatzung, die auch in Mailand lag, den Eidgenossen Sorge und Mühe, daß sie zu viel Einfluß haben möchte, und so stellten sie den Regenten vor, derselben Verminderung oder gar den Rückzug zu erhalten.

Bald aber beschloß Pabst Julius II. in dem größten Gefühle seines Glückes, die Herrsch- und Rachsucht, die ihn zu vielem Unrecht verleitet hatte, befriedigt zu sehen, sein Thaten- aber nicht Tugendreiches Leben, und machte es den übrigen Mächten desto angelegener, den jungen Fürsten nicht zu verlassen; deßnachen sandte der Kaiser ungesäumt eine

Bothschaft an die Eidgenossen, sie zu warnen, daß sie sich nicht von Frankreichs List und schlaunen Maßregeln verleiten lassen, den Fürsten, den sie eingesetzt hätten, und dessen Beschützer sie wären, zu verlassen, oder in Gefahr zu setzen. Dann foderte er 6000. Mann. Die Eidgenossen verhiessen, alle Sorge und treue Rücksicht auf ihre Verbindungen zu haben; aber mit Hülfe zu entsprechen, sey ihnen in der Ungewißheit, wie sie mit Frankreich stehen, nicht möglich.

An dem angesetzten Tage, wo man näher mit Frankreich über den Frieden verhandeln wollte, gab man doch den Gesandten von Mailand den ersten Zutritt und Verhör. Diese baten dringend, bey der bevorstehenden Handlung mit Frankreich ihren jungen Fürsten zu bedenken, der die Eidgenossen wie seine Väter ansehe, und mit seinem treuen Volk alles aufbieten werde, um mit Gut und Blut ihren Beschützern beizustehen, und alle Gefahr mit ihnen zu theilen.

Hernach erschienen die Gesandten des Königs, an deren Spitze ein naher Verwandter des Monarchen, Herr von la Tremouille, und der Erzbischof von Marseille stand; diese sollten nun die Friedensbedingnisse der Eidgenossen vernehmen, die sie über den Entwurf der Französischen Votschafter zusammen getragen hatten.

1. Daß in dem allfällig errichtenden Frieden der h. Stuhl, der Kaiser Maximilian, das deutsche Reich, und alle die, mit denen man in früherer Verbindung stehe, vorbehalten seyen, und daß der Friede ihnen nicht zu einigem Abbruch gereichen möge.

2. Daß der König die beyden Schlösser zu Mailand und zu Cremona den Eidgenossen abtrete, und solche, zugleich mit der Grafschaft Asti dem Fürstenthum Mailand entzogen, dem jungen Fürsten Sforzia überlasse.

3. Daß die Ansprachen besonderer Personen von Commissarien beyder Theile untersucht und darüber abgesprochen werden soll.

4. Daß endlich zuletzt davon zu reden sey, was den gemeinen Armen zu ersetzen sey, für ihre Kosten, wie des Königs Botschaft auch dessen erwähnt habe.

Dann ward den Botschaftern höflich angezeigt, daß sie abreisen und des Königs Gesinnungen vernehmen werden, die sie dann wieder gütig mittheilen wollten. Allein die Gesandten baten sich aus, noch weiter zu verweilen, da der Herr von la Tremouille sich anerbote, selbst an den Hof zu reisen, und alles Mögliche zu thun, den König zu dem Frieden zu bewegen, wo er dann auf Pfingsten wieder erscheinen würde. So sollten die übrigen Gesandten als Gewährleister seines Versprechens hier verbleiben. Man entsprach endlich in Erwartung, daß keine Art von Hinzug unerlaubten Krieger geschehe.

Der Kaiser, der immer aufmerksam auf alles war, was in Frankreich vorging, unterließ nicht, durch neue Botschafter wiederholt zu warnen, daß man sich nicht übernehmen lasse; freylich forderte er auch die 6000. Mann wieder, die er zu einem Krieg mit Frankreich nöthig habe, der den Eidgenossen ebenfalls nicht unzuträglich war. Dann versicherte er für diese Völker nicht nur alle mögliche Sorge zu tra-

gen, sondern auch beim Ausbruch des Krieges wegen Mailand selbst die nöthige Hülfe an Reifigen und an Geld zu geben.

Der neue Pabst Leo X. dieser den Wissenschaften und Künsten bekannte, und darin mit Feinheit geübte aber für die leichtern Freuden dieses Lebens und oft zu harten Schritten sich hinneigenden Fürst und Vorsteher der Kirche, foderte von den Eidgenossen die Erneuerung des mit seinen Vorfahren gemachten Bundes, und zeigte dadurch, daß er den Absichten seiner Vorfahren getreu bleibe, hinterhielt auch nicht die zuverlässige Nachricht von den Zurüstungen, die von Frankreich immerfort gemacht werden.

Dies alles vermochte die Eidgenossen zur Absendung von etwas mehr als 4000 Mann nach Mailand, die theils von den Ständen selbst, theils von Verbündeten, von Municipalstädten und gemeinsamen Angehörigen gesammelt, mit ihren Fahnen am Abend vor der Auffarth auszogen.

So war der erste Schritt gethan, den die an Frankreich eifersüchtigen Mächte wünschten, und zu dem sie die Eidgenossen anreizten ohne eigenen Antheil daran zu nehmen.

Auch in dieser Absicht hatte der Pabst einen Legaten an die Eidgenossen abgesandt mit der Nachricht von den großen Anstalten des Königs gegen Mailand; und um denselben mehr Muth zu machen, anerbote er die von dem vorigen Pabst noch immer unbefriedigten Soldner zu bezahlen, wozu er dermalen eine beträchtliche Summe leistete, und das Uebrige nach Untersuchung beiderseitiger Commissarien zu bezahlen

und die ausstehenden Pensionen zu entrichten verhiess, in Hoffnung, man werde das mit dem vorigen Pabst gemachte Bündniß erneuern. Die Eidgenossen versicherten, daß sie dasselbe die Jahre aus, so lange es noch dauere, beybehalten werden.

Auch dem Kaiser antworteten die Eidgenossen, daß sie die Reissigen, die er bis auf 1000. Mann verheissen aber zugleich bemerkt hatte, daß die Hälfte von den Venetianern darin begriffen sey, mit Ungeduld erwarten, wenigstens die Hälfte davon, nebst den 16,000 Gulden, um des Monats 8000 Krieger damit zu besolden. Aber weder das eine noch das andere erfolgte zur Zeit, da es nöthig war.

Da nun die Zeit anrückte, daß die Gesandtschaft von Frankreich die verheißene Antwort auf den gemachten Vorschlag des Friedens geben sollte, langte die widrige Nachricht ein, daß die unterweilen im Land gebliebenen Französischen Gesandten mit großem Trieb eidgenössische Krieger, ihrem Dienst zuzulaufen, aufbrächten in großer Anzahl. Dieses veranlaßte eine schnelle, starke Untersuchung, wo man selbst bis auf die Angesehenen drang, die damit sich abgegeben hatten, und zu ernstern Vorstellungen schritt, dieses verderbliche Unternehmen zu verhindern und zu bestrafen.

Von da an waren alle Friedensgedanken auf einmal erloschen, und man beeilte sich, einen größern Zuszug nach Mailand zu sammeln, je offener es war, daß ein beträchtliches Heer, von den vortrefflichsten Feldherren geleitet, sich aus Frankreich gegen Mailand hinziehe.

Der erste Auszug der Eidgenossen von 4000

Mann war unterdessen in Mailand angelangt, und von dem Herzog mit Freude und Ehre empfangen, als sich ein zweiter größerer Auszug von 8000. Mann mit vieler Behendigkeit sammelte. Dieser theilte sich in zwey Haufen, um die Reise unbekümmerter in Absicht auf den Unterhalt zu machen. Bern, die IV. Waldstädte, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis zogen über den Gotthard; Zürich, Glarus, Schaffhausen, die zugewandten Orte, und die aus den Gemeinen Herrschaften Gezogenen nahmen ihren Weg durch Rhätien über den Vogelberg.

Dem Feinde näher zu treten, mußte der erste Auszug der 4000. unter Anführung des Fürsten, den sie beschützten, nach Navarra ziehen, und schlossen sich in diese wegen Waffenthaten berühmten Stadt ein. Dasselbst wurden sie bald von den Franzosen belagert und zur Uebergabe aufgefordert, welche aber der Hauptmann Weingarten von Bern, der Anführer des Kriegsvolks, mit Verachtung abwies. Die Eidgenossen hatten so wenig Furcht vor dem Feinde, daß sie die Thore der Stadt offen ließen, und die Feinde durch dieselben mit großem Geschütz in die Stadt schossen. Aber eine Zahl rascher Eidgenossen eroberte mit Eile das Geschütz, und wandte es gegen die Belagerer. Die nicht so starken Mauern fielen an einigen Orten ein, so daß der Feind durch den offenen Raum eindringen konnte. Allein die Eidgenossen machten, ohne andere Anstalten, mit ihrem Muth und mit ihrer Brust eine feste Gegenwehr. Die Landsknechte versuchten einen Sturm, und fochten heftig; aber sie wurden so von den Eidgenossen

zurückgetrieben, daß sie die Flucht ergreifen mußten. Ihr Feldherr fiel sie mit heftigem Zorn an: „Sind dieß die Feigen, die sich so groß gemacht, über die Schweizer zu siegen? Kehrt zurück und sammelt euch wieder.“ Aber es war umsonst. Sie sprangen noch heftiger. Das hatte der erste Auszug der Eidgenossen gethan. Die Stadt wurde von den Belagerern verlassen, und das feindliche Heer zog sich in ein Lager.

Bald hernach erschien die erste Abtheilung von dem zweiten größern Zuzug der Eidgenossen, der den nähern Weg über den Gotthard genommen hatte, zu Navarra in glücklicher Ankunft, und wurden von ihren durch kühne Thaten schon sich auszeichnend fühlenden Brüdern, die ihre Unternehmungen nicht hinterhielten, mit vieler Freude empfangen. Das bisherige Gelingen, der dadurch angefachte Trieb der neu Angekommenen und die Betrachtung, auf der einen Seite das warme Gefühl des Sieges nicht verzauchen zu lassen, auf der andern die Verlegenheit über den Verlust auch zu nützen, erregte bey den Hauptleuten und Anführern der 10,000 Mann die Begierde, wozu das Volk auch stimmte, auf Morgen die Schlacht zu wagen ohne ihre Brüder von der zweiten Abtheilung zu erwarten, die vor Morgen Abends kaum erscheinen konnten.

So war der Entschluß zum Angriff des feindlichen Lagers genommen. Das feindliche Heer, von den geübtesten und vortrefflichsten Heerführern angeführt, bestand aus 40,000 Mann, worunter 12,000 Landknechte waren, die man den Eidgenossen gleich

geachtet hielt, und die sich dessen gerne rühmten. Das Lager war mit Schanzen umgeben, und diese mit großem Geschütz ausgerüstet und wohl versehen. An allen Bedürfnissen des Kriegs fehlte es auch nicht. Gegen eine solche Gewalt nahmen es die Eidgenossen allein auf, ohne ihre Verstärkung zu erwarten. Sie theilten ihr bescheidenes Heer in drei Haufen. Der eine von 1500 Mann sollte zur Seite anrücken, die Feinde umziehen, und das große Geschütz erobern. Der andere von 2,500 Mann sollte den ersten Angriff machen, und die übrigen 6000 zudringen, und den im Kampf Begriffenen den höhern Beistand leisten. Aber im Anfange wollte nicht alles gelingen. Die Feinde bemerkten die Absicht des Corps, das sie umziehen wollte, wandten sich schnell und feuerten desto heftiger auf sie zu. Da fielen viele, und die übrigen trennten sich, eilten den Graben zu, oder flohen gar aus der Schlacht, bis ein starker Zug auf die Kanonen losging und sie eroberte, welche er dann selbst gegen den Feind richtete. Da sammelten sich die Zerstreuten wieder. Auch die Reissigen des Feindes fielen einmal so hart ein, daß sie das Fußvolk der Eidgenossen aus einander sprengten. Aber auch das kehrte bald wieder zurück. Unterweilen wurde die Schlacht immer heftiger. Das Fußvolk hielt lange den harten Kampf aus. Zwei Male mußten die Eidgenossen gegen neuankommende Völker kämpfen, bis endlich die Flucht begann, und hernach allgemein ward. Im Gefühle der Noth, so die Eidgenossen erlitten, fielen sie desto unerbittlicher über die Fliehenden her und verfolgten sie lange und mit großer

Niederlage. Die Fliehenden warfen ihre Waffen weg und wurden von den erbitterten Landleuten auch noch umgebracht. Die Beute des ganzen offenen Lagers, dergleichen der Schwabenkrieg keine geliefert hat, reichte an die frühern Burgundischen. Viele Fahnen und ein Französisches Panner, dreßig Stück großes Geschütz, Harnisch und Waffen von jeder Art für eine große Zahl Volkes, Speise und Trank im Ueberfluß und Gold und Silber in wichtigem Betrag fand sich und fiel den Eidgenossen zu, so daß sie Mühe hatten so viele Wagen und Vieh aufzutreiben, um alles in die Stadt zu bringen.

Der junge Herzog wollte bey der Schlacht gegenwärtig seyn, aber man verschonte ihn damit, und wies ihm einen Platz an, wo er den Ausgang erwarten konnte. Gegen die Hauptleute konnte er seine innigste Freude und tiefgefühlten Dank nie genug ausdrücken, und umarmte sie mit Thränen im Auge als Väter und Beschützer. Alles war erstaunt über die That. Die gelehrtesten Geschichtschreiber Italiens konnten diesen Riesenkampf nicht genug erheben.

Unterdessen hatte die zweyte Abtheilung des Zuzugs der Eidgenossen sich genähert, und traf einen flüchtigen Krieger an, der ehemals sich tapfer gehalten hatte. Dieser sagte ihnen, es sey alles verloren und zerstreut von den Eidgenossen, so daß sie einen wichtigen Rathschlag hielten. Die einen wollten noch hinziehen und ihre Brüder, ihre Lage möchte seyn, wie sie immer wollte, nicht verlassen. Andere wollten vorsichtiger seyn und einige Ausschüsse absenden, sich zu erkundigen, wie es sey. Da kam ein Prie-

ster zu ihnen, der das Heiligthum trug. Dieser bezeugte bey demselben, daß er gesehen habe, daß die Reifigen einen Haufen Eidgenossen getrennt hätten. Weiters könne er nichts sagen. Auf diesen bessern Bericht vereinigte sich alles, dahin zu gehen, wo ihre Brüder sich befinden, und ihr Schicksal mit ihnen zu theilen. Und so kamen sie mit Freude zu Narvarra an, wurden liebevoll aufgenommen und freuten sich mit ihren Brüdern über den herrlichen Sieg, den ihnen Gott verliehen hatte. Aber derselbe war dennoch mit einem Verlust verbunden, den sie in ihren berühmten Schlachten kaum jemals erlitten hatten; 1500 Todte zählten sie, und 500 Verwundete. Diese treu zu besorgen machten sie Anstalt. Aber der Feind hatte bis auf 10,000 in der Schlacht und auf der blutigen Flucht bis auf seine eigenen Gränzen verloren.

So hatten die Eidgenossen einen viermal stärkern Feind allein und ohne andere Hülfe, die ihnen doch verheissen war, in einer so rühmlichen Schlacht überwunden, und ihren begünstigten Fürsten von seinem Feinde befreit; und, nachdem sie alles Nöthige und Gemeinsame besorgt hatten, zogen sie mit Zurücklassung einer Besatzung nach Hause.

Das ist der zweyte aber heftigste Krieg, den die Eidgenossen gegen den sonst so gütigen König, Ludwig XII. zu führen genöthigt waren. Den ersten hatten sie wegen Vellenz, dasselbe für die III. Stände zu erhalten, unternommen und den zweyten zur Beschützung eines schwachen, aber ihnen empfohlenen und von ihnen eingesetzten Fürsten ausgeführt.

Nun steht uns noch die härteste Schlacht bevor. Darauf folgte der ewige Friede, und von der Zeit an hatten die Eidgenossen keinen Krieg mehr gegen Könige, aber stritten nachher noch oft an ihrer Seite, nach und nach mit mehrerer Mäßigung und Ordnung, mit Treue und Tapferkeit bis auf den heutigen Tag. Mit Bedauern dürfte man doch sagen, daß der gute König diese Niederlage (da er oder vielmehr seine ungezähmten Diener durch den immer nähernden Trieb zum Nachlaufenlassen unserer Krieger verhaft wurden), so viel Elend und Unruhe, Meid und Bitterkeit und verderblichen Stolz und Pracht in Familien verursacht hatte.

Kaum war ein Theil der Eidgenossen, von ihrer Rückkehr ermüdet, in ihrem Vaterlande eingetroffen, da der größere derselben noch im Feld war, als der Kaiser, ohne eingedenk zu seyn, daß er sie zwar zum Kriege gereizt habe, aber den Arbeitenden in der dringenden Noth nicht beigestanden sey, schon eine andere Waffenthat von den Eidgenossen durch seine Gesandten verlangte; nämlich dem erschrockenen König einen Einfall in seine eigenen Länder zu thun. Allein die Eidgenossen, obgleich der Kaiser ihnen mit Bezahlung der 16,000 Gulden, die er für den Auszug nach Mailand zu entrichten verheißten hatte, und mit ausstehenden Pensionen begegnete, und sich wegen unterlassenem Zuzug der Reifigen entschuldigte, mußten doch natürlich sich so erklären: „Da der „größere Theil von ihrem Kriegsvolk noch im Felde „wäre, sey es ihnen unmöglich, auf eine andere „Unternehmung zu denken.“

Denn in der Zeit fielen jene Unruhen ein, die den Eidgenossen, von Mißvergnügen und unguten Argwohn erzeugt, viele Mühe und schwere Sorge machten und ihre Siegesfreude verkümmerten und trübten. Dann lagen noch viele Geschäfte auf ihnen in Mailand, um die Folgen des Friedens und Alles in eine sanftere Leitung zu bringen.

Allein der Ruf des Kaisers, der wiederholt an die Eidgenossen erging, und das wichtige Bedürfniß, das ehemals in dem größten Freistaat vorwaltete, Unruhen mit neuen Auszügen zum Krieg auszulöschen, bewog die Eidgenossen, nicht länger zu säumen, dem zudringlichen Begehren des Kaisers Gehör zu geben, und mit ihren Pannern auszuziehen, um einen Einfall in Burgund zu thun. Merkwürdig ist, daß die Stände den Hauptleuten Vollmacht gaben, allenfalls an einem Frieden zu arbeiten, da sie sonst diese Arbeit für sich behielten. (Ob etwa zum Schlagen nicht alle Gelegenheit war?) Der Kaiser theilte diese Unternehmung mit thätiger Hülfe, sandte eine beträchtliche Anzahl Reisigen und setzte zum Anführer über sie den Herzog Ulrich von Württemberg, verhiess auch 16,000 Gulden für jeden Monat. So entsprach er in diesem Kriege, wo er eigene Absichten hatte. Die Abrede war, daß man auf einen gesetzten Tag zusammenkommen wollte, und alle fanden sich an demselbigen ein. Sie erschienen auch meistens nicht nur mit dem aufgefoderten Zuzug, sondern auch mit mehr Mannschaft, die ihnen unabgewehrt folgte, und so zogen sie ungesäumt und ungehindert bis vor Dijon in Burgund, und das ganze Heer erstreckte sich

bis auf 30,000 Mann mit Geschütz und allem Kriegsgeräth wohl versehen. Dieses erregte um so viel mehr bange Sorgen in dem Königreiche, weil es schon an verschiedenen Orten von drey feindlichen Mächten angegriffen war, und die sonst große Gefahr unendlich vermehrt wurde. Der Herzog von la Tremouille, der unlängst als angesehener Botschafter bey den Eidgenossen war, und den Vorschlag des Friedens dem König beliebt zu machen verheissen hatte, war zu dieser Zeit Statthalter von Burgund und zog in Eile so viele Völker, als er konnte, in die Stadt Dijon zusammen, welche mit Geschütz und Lebensunterhalt wohl versehen war. Aber ihre schwachen Mauern und Thürme, des Alterthums Schuk, den man in Innern des Landes für stark genug hielt, mochten den harten Anfall des großen Geschützes nicht aushalten, und die Eidgenossen unterließen nicht, dasselbe desto mehr anzuwenden, je mehr sie den guten Erfolg davon bemerkten. Als dieses der schlaue Statthalter wahrnahm, und die große Gefahr, die der Stadt und dem ganzen Lande bevorstand, handelte er mit dem starken Gewicht seiner einnehmenden Beredtsamkeit, mit freundlichem, liebeichem Begegnen, mit rührenden Vorstellungen und Erinnerungen an die treue Freundschaft und edle, vertrauliche Gesinnungen des Königs, und mit einer Klugheit, die allen mit Sanftmuth und Milde begegnete, um die Hauptleute zu gewinnen, daß sie sich beredeten ließen, in eine Unterhandlung einzutreten. Der Herzog Ulrich widersetzte sich diesem Vorsatz, der seinem erhaltenen Auftrage zuwider wäre. Allein die Haupt-

leute hatten Vollmacht zu schließen, und glaubten durch ihre bisherige Anstrengung der Kraft, das Recht, den Frieden zu machen, erlangt zu haben, der auch mit Anstand und Würde beschlossen ward. Man hat noch den Inhalt der verschiedenen Punkte dieses Friedens, die ich anführen werde.

1. Soll der König in Frankreich dem Pabst die abgenommenen Städte und Schlösser mit Land und Leuten zurückstellen. — Das war eine Beruhigung des Oberhauptes der Kirche.

2. „In diesen Bericht sollen eingeschlossen seyn
„das Bündniß und die Vereinigung, so die Eidgenossen mit dem Kaiser eingegangen hätten, auch alle
„Länder, so der Kaiser und das Haus Oestreich an
„den Grenzen von Frankreich besäßen, und so der
„Herzog von Württemberg und seine Länder.“ — Hier bemerkt man den zustimmenden Herzog und daß er seinen hohen Auftrag so wenig, als die Eidgenossen ihre Ehrfurcht für den Kaiser nicht vergessen hatten.

3. „Das Herzogthum Mailand, die Grafschaft
„Asti und das Schloß Cremona mit ihren Zubehörden
„sollen den Eidgenossen übergeben werden, und der
„König die Besatzungen in jenen beyden Schlössern
„zurückziehen und aller Ansprache an Mailand, Asti,
„Cremona entsagen und dieselben aufgeben.“ — Das war eine schwere, aber weit und tiefleitende Aufgabe.

4. „Wider der Eidgenossen, oder des mehreren
„Theils unter ihnen Wissen und Willen sollen keine
„Krieger aus der Eidgenossenschaft von Frankreich
„angenommen, aufgebracht und besoldet werden.“ —

Wie oft hat man umsonst diesem für Frankreich

selbst so nachtheiligen Uebel zu wehren gesucht? Wie oft wurde man vom Kaiser dazu aufgefodert?

5. „Soll von Frankreich den Eidgenossen wegen diesem Auszug, 400,000. Kronen in zwey Abtheilungen entrichtet werden; die eine inner den nächsten vierzehn Tagen von dem Tag des unterzeichneten Friedens an gerechnet, die zweyte mit Martini dieses Jahres ohne Kosten in Zürich zu erstatten. Ebenso sind dem Herzog von Württemberg 8000. Kronen und seinen Keisigen, Adelichen und Zeugmeistern 2000. Kronen zu bezahlen.“ — Alles ist nach den Sitten der damaligen Zeit. Bey dieser Foderung ist jetzt nichts vergessen, aber wohl hernach.

6. „Es sollen auch die Ansprecher, die an den König noch Foderungen zu machen haben, das Recht zu suchen und denselben zu belangen befugt seyn.“ — Dieß hatte der König in frühern Zeiten auch schon erfahren und zugelassen.

7. „Der König behält sich den Pabst, und also mit ihm in Vereinigung begriffen, vor, so wie die Eidgenossen auch den h. Stuhl, das h. Röm. Reich und ihre frühern Verbindungen.“

Aber wer gewährleistete nun die großen Summen, die in dem Frieden ausgesetzt sind? Wer anders, als Geisel, so die Eidgenossen mitnehmen konnten? Der schlaue Statthalter gab ihnen seinen Enkel Hermann Messie're und noch vier andere, die aber nur gemeine Bürger waren, doch schnell in der Gestalt und Kleidung des hohen Adels erschienen und dafür ausgegeben wurden. Die ganze Handlung ließ der Herzog nach Wunsch abfassen, weil er über:

zeugt war, daß sein König sie nicht annehmen würde, und sie also keinen Bestand hätte und er diesen Vertrag nur als eine gebahnete Straße für die Rückkehr dieses beträchtlichen Heeres ansah und gebrauchte. Auch wahrte es nicht lange, nachdem die Eidgenossen zu Hause waren, daß der König auch ihnen dieses wirklich bezeugte. Er beschalt öffentlich den Herzog, daß er seine Pflicht überschritten, und drückte ihm in Stillen die Hand mit Dank, daß er durch die Schwäche der Eidgenossen, die er nur zu oft geprüft und denen er öfters auch so liebevoll, herablassend, zutraulich begegnet war, aus der gefährlichsten Lage, in die er jemals gerieth, befreit wurde. Sie hatten dennoch einen Frieden gemacht, der vielem Unguten abgeholfen hätte, wenn er zu Stande gekommen wäre.

Dieser Auszug gab Anlaß zu vielen unguten Reden, die aber nach und nach wieder verschwanden und den König zum Abfinden mit dem Papst und zum Rückzug seiner Besatzungen aus dem Mailändischen, wenn schon andere Umstände auch dazu mitwirkten, bewogen. Von den Geiseln wußte sich der Herr von Messie're zwar nicht ohne Lebensgefahr zu entfernen, und da ward es desto eher von den übrigen kund, daß sie nur gemeine Bürger wären. Den Hauptleuten, die den Frieden unterschrieben hatten oder wenigstens einigen aus ihnen, kam es nicht in den Sinn, daß dieß nicht Bestand haben könnte, was sie verfügt. Aber umsonst hatten sie auch nicht unterschrieben. Und so hielten auch unsere weisesten Staatsmänner das für eine von der Gefahr abge-

nöthigte List. Endlich um die schwächern Geisel aus ihrem langen, schweren Aufenthalt zu retten, wurden den Eidgenossen 13,000. Kronen von Frankreich entrichtet.

Sowohl von der Regierung zu Mailand durch Abgeordnete mündlich, als von dem Kardinal von Sitten, der in dortiger Stadt sich aufhielt, schriftlich bekamen die Eidgenossen viele Nachricht von dem daselbst einrückenden Kriegsvolk verschiedener Mächte, und desnahen entstehendem mehrern Einfluß derselben, auch von einer nöthigen Einsicht und Leitung über den Gang der Sachen daselbst. Da entschlossen sich die Eidgenossen nach des Cardinals Rath, von einem jeden der XII. Stände einen Gesandten nach Mailand abzuschicken, die Lage der Sachen zu untersuchen und das Nöthige anzurathen, einzuleiten und zu verfügen, und da bald hernach Frankreich, wegen ausgebrochenen Krankheiten bey den Besatzungen in den Schlössern Mailand und Cremona, sein dort stehendes Kriegsvolk zurückzog, ordneten die Eidgenossen 6000 Mann, nämlich vierhundert von jedem der zwölf Stände und zweyhundert von jedem der zugewandten Orte zur Besatzung dieser zwey wichtigen Orte, welches bey den Mächten Aufsehen machte, da ein jeder Eintritt der Krieger in dieser Zeit gegenseitigen Argwohn erweckte. Im übrigen fanden die Abgesandten, welche in Mailand waren, bey näherm Eintritt in die Geschäfte, daß es unvermeidlich nothwendig sey, zwey eidgenössische Gesandte in Mailand sich aufhalten zu lassen, um den Fürsten und seinen Räthen in allen Angelegenheiten an die Hand zu ge-

hen und mit zu berathen, was zum Wohlstand des Landes diene, und beschlossen, daß zwey der gegenwärtigen Abgesandten, nämlich Vogt Gläcklin von Schwyz und Bürgermeister Falk von Fryburg für einmal mit diesem Auftrag und in dieser Absicht in Mailand verbleiben sollten. Im übrigen wurden den Abgesandten von dem Fürsten, dem Cardinal, den Råthen und dem hohen Adel viel Ehre und Vergnügen erwiesen. Beym Abschied bangete der Fürst, daß die gegenseitige Einwirkung und Empfindung der Måchte, in deren Mitte er stehe, vielleicht schwere Folgen für ihn hätte und bat die Eidgenossen, dieselben in guter Stimmung zu erhalten. Darüber beruhigte man ihn.

Der Kaiser, dessen Gesinnung über den Austrag des von ihm aufgeführten Auszugs in Burgund die Eidgenossen nicht kannten und billig ersorgen mußten, sandte noch eine Botschaft an dieselben, die aber nicht das geringste Mißvergnügen des hohen Monarchen merken ließ, sondern vielmehr, nach dem Inhalt des Berichts von Dijon, auf den man sich berief, wie immer verlangte, Frankreich keine Völker zulaufen zu lassen und von neuem ersuchte, dem h. Bund einmal beizutreten. Ueber den ersten Punkt war es den Eidgenossen eignes, wichtiges Bedürfnis, zu entsprechen; über den andern waren sie immer glücklich genug, sich zurückzuziehen und allen darüber gethanen Begehren und Wünschen auszuweichen.

In diesem Jahr geschah noch die Aufnahme des Standes Appenzell in den eidgenössischen Bund. Dieses Land hatte sich im Anfang des XV. Jahrhunderts

durch seine Tapferkeit, rühmliche Schlachten und Siege ausgezeichnet, und bis zur Selbstständigkeit und Freiheit erhoben, und wäre schon damals dieser Ehre, die ihm jetzt widerfuhr, würdig gewesen. Allein die Schranken dieser wichtigen Vereinigung waren damals geschlossen und thaten sich später nur mit vieler Mühe und Verwendung auf. Jedoch erhielt das Land Appenzell nicht lange nach seinem Emporstreben ein Bürgerrecht und Landrecht mit den nächst gelegenen sieben Kantonen und ein und vierzig Jahre hernach einen ewigen Bund mit eben diesen VII. Ständen, wo es schon näher trat, und den zugewandten Orten zugerechnet ward. Seither war keine Waffenthat der Eidgenossen, wo das Land Appenzell nicht seine tapfere Hülfe bewiesen hätte. Besonders wurde das in dem Schwabenkrieg geleistet, wo Appenzell auf jeden Ruf erschien und an den gefährlichsten Stellen stand. Dieses, und was seither erfolgte, machte den Wunsch rege, in die Eidgenossenschaft aufgenommen zu werden. Den eidgenössischen Ländern war das Land von gleicher Verfassung nicht unangenehm, und die Städte sahen überhaupt gerne eine Vermehrung der Bundesglieder. Deswegen entstand eine allgemeine, gleichsam stillschweigende Uebereinstimmung, diese nun einige Zeit erwünschte und in bescheidenen Ansuchen vorgetragene Aufnahme zu gestatten. Denn man findet zwar ein ewiges Bündniß mit Appenzell nach dem Inhalt des Bundes mit der Stadt Schaufhausen, das in Zürich errichtet wurde; aber in den Abscheiden findet man nichts anders, als daß in einem steht: „Wann die zugewand-

„ten Stände in den Sitzungen auf den Tagen erscheinen, soll furohin der Stand Appenzell als ein eidgenössischer Stand den Sitz vor St. Gallen einnehmen.“ So blieb der Stand Appenzell beynahe dreihundert Jahre das dreizehnte Glied der Eidgenossenschaft. —

Wegen Neuenburg erschien vor den IV. Städten Bern, Luzern, Friburg und Solothurn ein freundlicher Gesandter der Fr. Markgräfin von Oranien, der mit vieler Angelegenheit die Rückkehr des vorigen Besitzers dieser Grafschaft verlangte. Allein zwei Umstände waren damals diesem sonst nicht überall verworfenen Ansuchen entgegen. Der eine war, daß die übrigen Stände der Eidgenossenschaft darüber schon aufmerksam waren, und auch ihren Theil an dieser neuen Erwerbung haben wollten; der andere, daß man nicht entsprechen konnte, so lange man mit Frankreich noch in offener Fehde stand, da das Nämliche wieder begegnen würde, was diese Ueberrahme der Stände zugezogen hat; diese Hoffnung der Zurückkehr gefiel auch nicht allen Ständen gleich. Man fand sie zu früh, und dies wurde dem freundlichen Gesandten, mit den jetzt noch bestehenden Hindernissen nicht verhalten.

